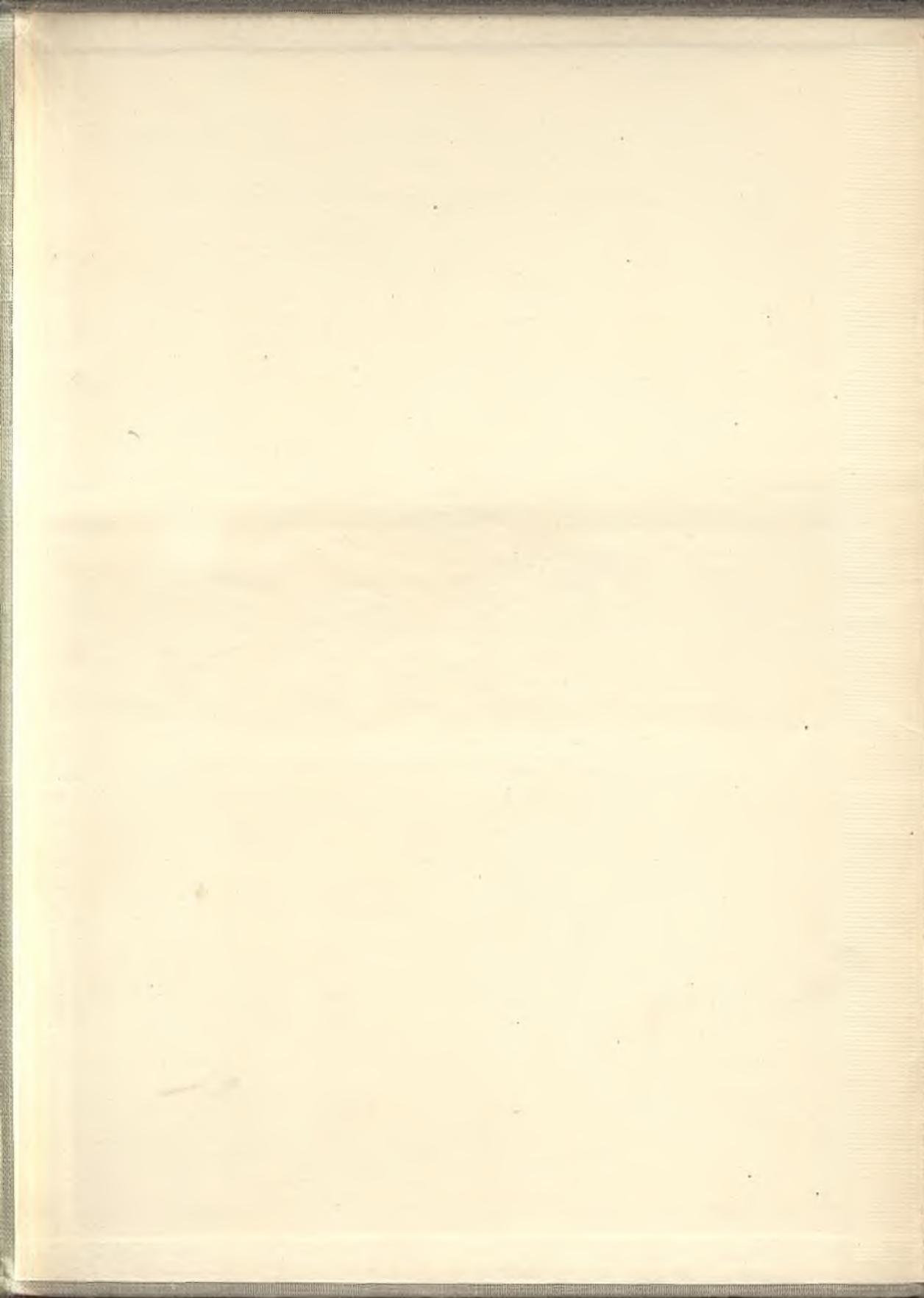


Volkstrachten  
in Oberschlesien



V 75

Amt

für oberchlesische Landeskunde.

Leiter:

Karl Scjodrok.

Oppeln,

2621







Doppelner Bäuerin in Sonntagstracht  
Gemälde von H. Grabowski

# Die Volkstrachten in Oberschlesien

Von

E. Grabowski †

Aus dem Nachlaß herausgegeben von  
H. Grabowski

Mit 8 mehrfarbigen und 74 einfarbigen Abbildungen



1935

---

Verlag Priebatsch's Buchhandlung Breslau 1  
Inhaber Erich Zhiel und Karl-Hans Hintermeier

7519/SH

~~1515e~~

1519.65

~~SL 304~~

140603



Umschlagentwurf: Gert Berger - Breslau.

Die Bildstücke, insbesondere die Vierfarbläge, fertigte, soweit nicht im Folgenden anders bemerkt, die Firma Carl Geite & Co. in Breslau an.

Den Vierfarbendruck besorgte

die Firma Graphischer Großbetrieb für Buch- und Offsetdruck, Breslau.

Satz und sonstigen Druck besorgte die Buchdruckerei Paul Pflücke, Breslau 1

Einband von Wilhelm Bugbach, Großbuchbinderei, Breslau.

---

Durch ein Versehen ist auf den Vierfarbendruckern der Name Grabowski mit „f“ gedruckt.

**Instytut Śląski**

L. 1454.1 -

## Vorwort.

Je mehr die Eigenart der Völker schwindet unter dem gleichmachenden Einfluß der fortschreitenden Kultur, um so beachtenswerter wird sie da, wo wir ihr noch begegnen.

Selten genug finden wir sie in Gebieten vor, die in ständiger Berührung mit dem modernen Leben stehen. Sie wird hier rasch verdrängt durch das stete Eindringen von Neuerscheinungen in Sitte und Tracht, sowie durch den Mangel an Zeit, der ein liebevolles Pflegen alten Brauches unmöglich macht.

In Oberschlesien hat man der Eigenart des Volkes erst in neuester Zeit Beachtung geschenkt. So nur ist es zu erklären, daß außerhalb seiner Grenzen die Entwicklung seines Volkstums unbekannt geblieben ist. Und doch hat Oberschlesien noch Sitten und Trachten aufzuweisen, die in unserer Zeit als letzte Wellen alten, guten Bauerntums ausklingen. Zu erhalten sind sie nicht, denn nach dem ewigen Gesetz des Lebens gibt es nirgends Stillstand. Werden und Vergehen ist das Los alles Irdischen. Darum heißt es festhalten in Wort und Bild, was noch vorhanden ist, damit die Spuren alten Volksgutes nicht ganz verwischt werden.

Die Verfasserin.

Elisabeth Grabowski hat die Drucklegung dieses Werkes nicht mehr erreichen können. Es bedurfte erst eifriger Bemühungen ihrer Schwester, um die Anteilnahme der zuständigen Stellen zu wecken. Ebenso kam die Zeit zu Hilfe, indem der Führer die Pflege des Volkstums neu belebte. Dank einer Beihilfe des Herrn Oberpräsidenten können Herausgeberin und Verlag nunmehr das Werk der Öffentlichkeit vorlegen. Sie sind sich dabei bewußt, daß manches im Text heute vor einer streng wissenschaftlichen Prüfung nicht mehr bestehen kann. Gleichwohl gebot es die Ehrfurcht vor einer mehr als

20 Jahre währenden Arbeit, sie möglichst unverändert zu lassen. Die Verfasserin wollte auch keine streng wissenschaftliche Abhandlung bieten, ihre Absicht war nur, der Heimat zu dienen<sup>1)</sup>. Dieser Zweck ist durch ihre schlichten Darlegungen, die sich bewußt an weiteste Kreise wenden, und durch die gesammelten Bilder voll erfüllt.

Der Verlag hat nicht bloß dem Herrn Oberpräsidenten und den zuständigen Stellen bei der Regierung in Oppeln für die wohlwollende Förderung des Werkes zu danken; auch die Heimatmuseen in Beuthen, Reisse und Ratibor, Herr Photograph Glauer in Oppeln und Herr Photograph Tüttner in Riemertsheide bei Reisse, schließlich der Verlag Scherl in Berlin, der freundlicherweise Galvanos für die Buntbilder „Oppelner Bäuerin in Sonntagstracht,“ und „Reisser Bäuerin mit Spitzenhaube“ abgab, sowie der Kunstverlag F. Bruckmann A.-G., der die Bildstöcke für die Abbildungen auf S. 11, S. 14 rechts, S. 17 rechts, S. 39, S. 96 und S. 98 aus dem Werke von Rose Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts, München 1912, leihweise entgegenkommend zur Verfügung stellte<sup>2)</sup>, haben ihm wertvolle Unterstützung zuteilwerden lassen.

Oppeln und Breslau, im März 1935.

Hedwig Grabowski.

Verlag Briebatsch's Buchhandlung.

---

<sup>1)</sup> Karl Sezodrok faßte die allgemeinen Urteile über E. Grabowski in seinem Nachruf im „Oberschlesier“ zusammen, wenn er schreibt: „ . . . . Das ganz große Verdienst der Verstorbenen ist es, in ihrem arbeitsreichen, schaffensfrohen und langen Leben immer mit allen ihren Kräften selbstlos im Dienst der Heimat gestanden zu haben. Elisabeth Grabowski hat für Oberschlesien bereits in einer Zeit geworben, als Heimatarbeit noch recht tief im Kurse stand, der Heimatarbeit noch nicht viele wissenschaftliche Hilfsmittel und Förderungen zur Verfügung standen. Sie ist einer der Bahnbrecher unserer Heimatarbeit; ihr bestes Rüstzeug waren die eigene Heimatverantwortung, eine glühende Heimatliebe, feinnervige Naturverbundenheit, Vitalität und eine sehr beachtenswerte schöpferische Begabung, sowohl nach der Seite der Heimatforschung, als auch in schriftstellerischer Beziehung. Den besten Aufschluß über ihr literarisches Wirken geben ihre Bücher. Wie reich ihr Schaffen war, zeigt ein Blick in den obereschlesischen Literaturnachweis „Deutsches Grenzland Oberschlesien“ und in das Werk „Oberschlesische Dichtung“. . . . .

Die Volkskundlerin und Heimatdichterin Elisabeth Grabowski wird uns immer unvergessen bleiben auch durch ihre lautere, aufgeschlossene, junge und herzliche Persönlichkeit. Ihre frische Art hat in den obereschlesischen Schriftsteller- und Heimatvereinigungen oft vermittelnd und fördernd gewirkt. Sie war immer zur Stelle, wenn man ihre Mitarbeit in Anspruch nahm und scheute dann keine Arbeit und Mühe. Mit Freude und Hilfsbereitschaft, mit so richtiger fraulicher Güte nahm sie sich gern der Anfänger und Gedrückten an, weil sie ja als Frau wußte und erfuhr, wie notwendig und köstlich eine solche Anteilnahme ist.

<sup>2)</sup> Der Teil Schlesien ist von E. Grabowski bearbeitet.

## Geleitwort.

Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur. Dies beweist auch das vorliegende mit viel Sorgfalt, Mühe und Geschick zusammengestellte Werk von Elisabeth Gr a b o w s k i.

Es ist tief bedauerlich, daß diese schönen und eigenartigen Volkstrachten immer mehr verschwinden und besonders auf dem Lande billiger und geschmackloser Konfektion Platz machen. Dieses ist freilich auch eine Sünde des liberalen Zeitgeistes, der bemüht war, artgebundenes Volkstum zu zerstören. Mit dem Wachsen des Selbstbewußtseins der bäuerlichen Bevölkerung, das vom Nationalsozialismus durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Hebung zielbewußt gefördert wird, ist zu erwarten, daß in dem Bauern auch wieder der Wille lebendig wird, seine Eigenart äußerlich zu betonen. Ich kann daher die Annahme der Verfasserin, daß die Volkstracht zum Sterben verurteilt sei, nicht teilen. Aufgabe des Kampfbundes für deutsche Kultur wird es sein, die Erkenntnis im Volke zu verbreiten, daß das alte deutsche Kulturgut, das sich auch in den Volkstrachten äußert, nicht durch jede fragwürdige Modeschöpfung verdrängt werden darf.

Das vorliegende Werk, dessen Verfasserin auf volkskundlichem Gebiet in Oberschlesien bahnbrechend gearbeitet hat, trägt im hervorragenden Maße dazu bei, im Volke den Sinn für die alten Trachten wieder zu erwecken. Ich begrüße deshalb seine Herausgabe und hoffe, daß dieses Buch in vielen Auflagen verbreitet wird und damit diesen Zweck erfüllt.

(gez.!) H e n k e l,  
Kreis Kulturwart der NSDAP und  
Kreisgruppenleiter des Kampfbundes  
für deutsche Kultur.



## 1. Von den Volkstrachten in Oberschlesien.

Ehe ich auf den Zweck meiner Arbeit näher eingehe, möchte ich mir einige allgemeine Bemerkungen erlauben über die Entwicklung der deutschen Bauerntrachten. Wie unsicher die Begriffe davon heute noch weithin sind, beweist der Umstand, daß nicht nur in Oberschlesien, sondern auch im Reiche die Volkstrachten verwechselt werden mit Nationaltrachten. Ferner wird den Volkstrachten ein viel zu hohes Alter zugeschrieben. Man glaubt, Volkstrachten haben sich innerhalb einzelner Gruppen aus dem Volke heraus selbständig durch Bauernindustrie entwickelt. Diese Annahme ist leicht zu widerlegen. Bauerntrachten haben sich aus den Resten modischer Stadtkostüme entwickelt, wie das sich gegenwärtig unter unseren Augen auch vollzieht.

Die Volkstrachten, die hier zum Wort kommen sollen, sind durchweg auf der deutschen Rockniedertracht aufgebaut, die im sechzehnten Jahrhundert in deutschen Kreisen erfunden worden ist, sehr beliebt wurde und rasch Verbreitung fand über ganz Deutschland und seine Nachbarländer, in denen sie heute noch vielfach ein frohes und farbenreiches Leben führt. Zu uns kam sie wahrscheinlich erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Vor dem sechzehnten Jahrhundert gab es keine Volkstrachten in Deutschland. Der Bauer trug sich nach vorhandenen Kleidermustern, so wie es ihm zweckmäßig erschien, höchst einfach. Strumpf und Schuh waren vereint in den Lederstrümpfen, die die Hose vorstellten. Jedes Hoseneinbein war für sich aus Leder gearbeitet. Es war so zugeschnitten, daß es über die Beine und über den Fuß hinabreichte und so Strumpf und Schuh ersetzte. Man zog jeden Strumpf für sich an und vereinigte beide Teile in Taillenmitte durch einen Gurt oder eine Schnur und befestigte sie durch Nesseln an das Wams.

Unter diesen Lederstrumpfhosen trugen die Bauern den „Bruchen“. Hottenroth schreibt dazu: „Diese Bruchen waren unseren Schwimmhosen ähnlich und den Franken und Normannen schon bekannt.“ Sie waren also sehr alt.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurden die „Beinstrümpfe“ durch eingesezte Zwickel miteinander verbunden. Der Fuß wurde von dem Strumpfe abgetrennt, später auch der Unterschenkel. Nun wurden die Hosen, die Strümpfe und die Schuhe gesondert gearbeitet und getragen. Aus dem Lederstrumpf entwickelte sich dann, unter dem Einfluß der Landsknechtskleidung, der Stiefel, der also nicht, wie dies oft behauptet wird, aus Rußland entlehnt worden ist, sondern sich in Deutschland selbständig entwickelt hat.

So trug sich der Bauer bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die jetzt kurze, bis zum Knie reichende Hose wurde unter diesem mit Band oder Knöpfen zusammengehalten. Dieses Kleidungsstück, das im siebzehnten Jahrhundert vorübergehend durch die Pump- hose verdrängt wurde, tauchte dann im achtzehnten Jahrhundert wieder als Bauernhose auf. Sie wurde in Tuch, Plüsch, Leder von verschiedener Farbe gearbeitet und besonders als gelbe Lederhose in Bauernkreisen gern getragen. Ihre Ausstattung glich der heutigen. Wir haben in dieser Hose den Vorläufer unserer Roßberger gelben Lederhose zu suchen. Zu uns kam sie erst gegen Ende des achtzehnten, vielleicht auch erst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Die französische Revolution machte dieser Mode ein Ende, indem in dieser Zeit in Frankreich die langen Hosen, „Pantalons“, aufkamen, die bis zum Knöchel reichten. Die Bauern lehnten diese Mode ab und blieben, mit wenigen Ausnahmen, den Kniehosen treu. Sie wurden „Buzen“ genannt.

Für den Oberkörper liebte der Bauer in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein wollenes, hemdartiges Gewand, aus dem sich nach und nach der „Brustleek“ (Bruschleek) entwickelt hat. Man trug dieses Hemd immer in hellen Farben, am liebsten rot. Das Wollhemd wurde entweder über den Hosen, bis zum Stiefel fallend, getragen oder auch im Rücken unter die Hose gesteckt, wie dies besonders die Fuhrleute überall liebten. Ende des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts kam in Bauernkreisen der Leinenkittel auf. Er reichte bis zu den Knien, hatte angeschnittene Schöße, einen Brustschlit, der

bis zum Gürtel reichte, und ein enges Halsloch. Der Kittel wurde über den Kopf gezogen. Daneben trug man noch zwei andere Rockformen, die uns hier nicht weiter interessieren; sie verschwanden, als man den Kittel vorn aufschnitt und dadurch ein sehr bequemes Kleidungsstück erhielt, das unter dem Namen „Bauernschaube“ große Verbreitung fand. Dieser Rock wurde nun in verschiedenen Formen hergestellt: mit angeschnittenen oder angelegten Schößen, mit Markierung der Taille usw.

Von den Bauern ging dieses angenehme und praktische Kleidungsstück zu den Soldaten über. Die Offiziere trugen es während des Dreißigjährigen Krieges, auch die französischen Offiziere bedienten sich seiner. Durch diese wurde es dem König Ludwig XIV. bekannt. Gottenroth (Bd. I S. 20) schreibt dazu: „Dieser, der einen guten Blick für kostümliche Sachen hatte, verschmähte es nicht, mit dem deutschen Bauerngewande die luftige Herrlichkeit seines Kostüms zu bedecken, wenn die Unbilden des Wetters sie bedrohten“.

Die deutsche Bauernschaube hatte nun wie ein echtes Aschenbrödel den Aufstieg zum Throne gemacht. In großer Aufmachung kam sie nach Deutschland zurück und wurde gleich gern von Fürsten, Herrenleuten, gelehrten Handwerkern und Bauern getragen. Zu Lessings Zeiten war sie die herrschende Mode für alle Kreise sowohl der vornehmen Welt als der der Bauern. Mit Kniehosen, langen Strümpfen, Schnallenschuhen und Dreispiz wurde sie überall getragen. In manchen Bauernkreisen wurde der Stiefel bevorzugt, in dessen langen Schäften sich die kurze Hose verlor, die dann am Knie weit blieb und leichte Falten warf.

Als Schutzhülle gegen rauhes Wetter und Regen trug man lange Zeit hindurch eine rechteckige, lange Decke von wetterhartem Stoff über den Rücken; sie wurde vorn am Halse geschlossen. Mit der Zeit erfuhr sie verschiedene Wandlungen, die sie zu einem wertvollen Kleidungsstück machten, das auch bei uns seine bedeutsame Rolle spielte. Als Kragenmantel wurde es mit Metallketten vorn am Halse geschlossen. Daneben kam der Taillemantel auf, der besonders zur Kofberger Tracht gern getragen wurde und auch im Heere Verwendung fand. Im Jahre 1813 wurde er im Opperlander Lande vielfach freiwillig dem Vaterland geopfert. Wer da weiß, wie kostbar ein solcher Mantel war für den einzelnen Bauer, der wird es verstehen, wie groß dieses Opfer war!

Wer meinen Ausführungen mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird überzeugt sein von dem deutschen Charakter unserer Volkstrachten. Obwohl hie und da an den Grenzen slavische Einflüsse auf die deutsche Mode nachweisbar sind, trifft dies auf unsere ober-schlesischen Verhältnisse nicht zu. Die zum Teil mit deutschen Kolonisten im 18. Jahrhundert eingewanderten Trachten wurden bei uns mit Freuden angenommen und lange Zeit hindurch treu erhalten. Bei den Frauentrachten macht sich erst gegenwärtig ein rascher Verfall bemerkbar. Aufzuhalten ist er nicht. Es gilt nur das, was noch lebt, als Dokument deutschen Ursprungs festzuhalten.

Auch die Frauenmode der Bauern stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Bis dahin trug man das Kleid im Ganzen geschnitten und wandelte es durch Ausschmückung, durch Raffungen und Formenänderungen ständig um. Lange Zeit hindurch trug man mehrere Kleider übereinander, von denen das Unterkleid häufig kostbarer war als das Oberkleid. Dieses wurde vorn schürzenartig geöffnet und ließ dann das prächtige Unterkleid sehen. Aus dieser Sitte entwickelte sich später die Prunkschürze, die in Deutschland zu höchster Entwicklung kam.

Anfang des 17. Jahrhunderts vollzog sich in dieser Frauentracht eine Änderung von weitgehender Bedeutung. Der Kleiderrock, der wie schon erwähnt vom Hals bis zum Rocksaum ein Ganzes bildete, wurde so zerschnitten, daß Taille und Rock gesondert entstanden; daraus entwickelte sich die Rockniedertracht. Nachdem sie durch Herren- und Bürgerkreise ihren Weg gemacht hatte, wurde sie von den Bauern besonders freudig aufgenommen. Jetzt erst entwickelten sich Bauerntrachten in Deutschland, die sich gruppenweise, von Dorf zu Dorf, durch besondere Merkmale von einander unterschieden, ohne den inneren Charakter der Tracht zu verlieren. Sie verbreiteten sich rasch durch das ganze deutsche Land und weit über dessen Grenzen hinaus. Auch in Frankreich wurde die deutsche Tracht getragen und erst zur Zeit der großen Revolution verboten. Zwang und Zeit unterdrückten dann den alemannischen Geist gründlich, selbst im Elsaß. In der Slowakei aber finden wir heute noch die Grundformen der deutschen Tracht in voller Blüte.

Das Nieder bot nun der Mode einen weiten Spielraum. Man fand es in unzähligen Veränderungen vor. Je nachdem es mit oder ohne Ärmel auftrat, mit oder ohne Schößchen gearbeitet wurde, er-

hielt es nach der Gegend, in der es vorkam, verschiedene Namen: Kamisol (ein jackenartiges Ärmelleibchen mit oder ohne Schößchen), Spenzer (ein ähnliches Stück), Janter, Kittel, Tschöpe, Plente und andere. Die Mieder ohne Ärmel hatten seltener Schößchen, doch kamen diese auch vor, dann gewöhnlich angeschnitten (Rohberg).

Die Ausschmückung des Mieders war mannigfaltig. Neben größter Einfachheit, besonders für Werktagskleider, machte sich fröhlichster Auspuß in Farben, Stickereien, Borten, Lizen und Bändern geltend. Die Mieder wurden aus kostbaren Stoffen gefertigt, aber vielfach auch aus dem Stoff des Rockes, zu dem sie getragen wurden. Abwechslung von Ort zu Ort gab auch der Ausschnitt des Leibchens. Bald ging er hoch hinauf bis zum Halse, bald war er tiefer, ja oft saß er dicht über der Brust; man fand ihn eckig, rund flach — kurz, er bot Gelegenheit zu größter Vielseitigkeit.

Zu dem Mieder gehörte das Brusthemdchen von feiner, weißer Leinwand. Es bedeckte oft nur die halbe Brust, war oben am Halse in ein Bündchen eingereicht, das oft mit Zierstichen versehen war (Schönwalder, Plessner, Oppelner Tracht), oder es schloß mit feingefalteter Spitzenkrause ab (Rohberg). Die hauschigen Ärmel änderten sich von Dorf zu Dorf. Sie wurden kurz, länger, schmal oder breit getragen, waren hier halblank, dort reichten sie bis zur Handwurzel. Immer aber waren sie mit gekrausten Spitzen besetzt. An der Form dieser Ärmel erkannte man sofort, woher die Trägerin kam. Stets wurden diese Hemdchen mit feinsten Stickerei versehen.

Zu dieser Tracht wurden überwiegend Perlen getragen. Auch Phantasieperlen, am liebsten aber Korallen und Bernstein. Diese dem Wasser entstammenden Perlen besaßen nach dem Volksglauben besondere Heilkraft und schützten auch vor Hexerei. So war es nicht nur in Oberschlesien Brauch, bei mancherlei Krankheiten zerpulverte Bernsteinperlen als Medikament zu verwenden.

Der Rock, der zu dem Mieder getragen wurde, war weit und faltenreich. Bei der echten Tracht immer von gutem Stoff; von Tuch ganz besonders in Pless, Schönwald, Rohberg, aber auch von feinstem Wolldamast um Oppeln oder starrer Seide um Meisse und Leobschütz. Erst dann, als die Tracht sich in Auflösung befand, wählte man leichtere Stoffe: Battist, Kattun, wie z. B. jetzt in Rohberg und Pless. Die Röcke waren immer in dichte, eng zusammengefaßte Plisseefalten

gelegt und entweder an ein glattes, einfaches Leibchen gereiht, oder in einen Bund. Vorn setzte man in diese Röße vielfach, in ganz Deutschland, ein Stück besseren Stoff ein, z. B. Plüsch, Sammet, schwere Seide, aber auch nur bunten Züchenstoff. Von den meisten Trachtenforschern sowie von allen Laien wurde dies für Tuchsparnis gehalten, weil über diesem Stoffstück immer die Schürze getragen wird, doch belehrte mich eine Frau und die Schneiderin aus Schönwald, daß dies ein Irrtum sei. Wir haben in diesem Einsatz die Reste jener Kleidermode zu sehen, die durch solche Einsätze eine Luxus- schürze markieren wollte. Die Schneiderin bewies es mir, daß, wenn gute Stoffe, wie in Schönwald, dafür gewählt werden, von einer Ersparnis nicht die Rede sein kann. Als die Schürze in Deutschland zum Prunkstück wurde (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts), blieb man in Bauernkreisen vielfach bei der alten Gewohnheit und band die Schürze über den Einsatz. Dort, wo der ursprüngliche Zweck dieses Einsatzes unbekannt war, die Tracht also später übernommen wurde, wählte man mit Bedacht wertlose Stoffe für diesen Einsatz, der doch mit der Schürze verdeckt wurde. In einzelnen Gegenden blieb der Einsatz ganz weg, so bei uns in Kogberg. Die Luxus- schürze ist eine deutsche Mode. Das Vor- und Fürtuch zur Arbeit war schon immer üblich in Bauernkreisen zum Schutz der Kleider. In polnisch sprechenden Kreisen wurde aus dem Vortuch ein Vortuch oder Forttuch, aus Schürze das Schürzla.

Die Schürzen wurden aus bestem Stoff hergestellt und entweder ganz glatt getragen oder mit reichen Besätzen, besonders Stickereien, ausgestattet. Größe und Form war so verschieden wie die Bauerngemeinden im Lande. Jede Trachtengruppe hatte ihre besondere Schürze, die sich erst dann in ihrer Form änderte, wenn die Tracht in der Auflösung begriffen war. Reicher Schmuck von gewebten oder gestickten Bändern war unerlässlich.

Die Kopfhülle war ursprünglich das schmucklose Tuch, das um Kopf und Hals geschlagen wurde. Als dieses sich immer mehr den neuen Verhältnissen anpaßte, wurde auch viel Sorgfalt darauf verwendet. Bekannt sind die reichgestickten Kopftücher verschiedener Bauernstämme in Mitteldeutschland. Besonders erwähnt sei die Sitte, die Tücher, die von teureren Stoffen hergestellt wurden, zweiseitig zu besticken, so, daß die eine mit Silber besetzte Seite Trauerzwecken diene, die andere in heiterer Buntheit festlichen Ge-

legenheiten galt. Da solche Tücher hauptsächlich nur auf dem Kirchgange getragen wurden, erhielten sie sich durch Generationen frisch und schön. Sie wurden gleich den späteren Hauben mit großer Sorgfalt aufbewahrt.

Die fortschreitende Mechanisierung der Stickerie brachte für diese Tücher einen billigen Ersatz, sie kamen ins Vergessen und sind heute nur noch in alten Truhen und in Museen zu finden.

Mit besonderer Liebe haben sich die slavischen Völker des Tuches angenommen und es zu großer und vielseitiger Kunst im Anknüpfen des Tuches gebracht, das hier die gleiche Rolle spielt wie im Deutschen die Kappe und die Haube. Beide haben sich in Deutschland zur Zeit der Rokomiedertracht neben dem Tuche, vielfach auch aus diesem, entwickelt. Sie wurden zum Unterscheidungsmerkmale der verschiedenen Trachten. Fast jede Stadt, jedes Dorf hatte eine besondere Hauben- oder Rappenform, die nach ihrem Ursprungsorte benannt wurde. Es gab Elsfässer, Straßburger, Münchener Hauben, Braunschweiger, Thüringer und andere. Bekannt ist der Formenreichtum der Schlesi-schen Hauben, von denen in Oberschlesien besonders zu nennen sind: Die Kockberger, die Schönwalder, die Reisser, Leobschücker und mähri-sche Haube. Viele davon finden wir in Museen, z. B. in Ratibor, mit wertvollen Formen. Wir finden hier mehrere deutsche Hauben beisammen. Besonders bemerkenswert ist (Abb. S. 61) die Schnebbenhaube, die Goldhaube rechts davon und die reichgesteckte Stirnhaube mit glattem Rande, der erst seine Vollendung erhält durch den Band-schmuck. Das Bild zeigt, wie dieser angeordnet wird. Alle Hauben sind aus wertvollen Stoffen hergestellt, mit reicher Hochstickerie, auch in Gold und Silber, ausgestattet. Alles ist Handarbeit und von künstlerischem Wert. Diese Stickerieen wurden von Stickerinnen ausgeführt, die dadurch ihren Broterwerb fanden. Auch hier hat die Maschinenarbeit einschneidenden Wandel geschaffen.

Neben diesen Hauben gab es auch solche, die gefüttert und mit Pelz verbrämt waren. Sie gehören der Gruppe der „Kommoden“ an.

Der Schuh hat verschiedene Wandlungen durchgemacht. Für Oberschlesien hat nur der Latschenschuh und der Halbschuh Bedeutung. Strümpfe waren schon im dreizehnten Jahrhundert den Frauen bekannt. Sie wurden ursprünglich aus Leinwand oder anderen Stoffen genäht. Der gestrickte Strumpf kam erst in der zweiten Hälfte des

sechzehnten Jahrhunderts zur Geltung. Zuerst wurde er ganz kurz getragen, dann aber länger, als die Kleiderröcke kürzer wurden. Wir wissen es noch, welche Rolle einst die Strümpfe im Wäscheschrank der Großmutter spielten! Von feinstem Zwirn, in prächtigen Mustern, lagen sie dukendweise da. Die Frauen versorgten sich untereinander mit immer neuen Strumpfbändern, und es galt für besonders aufmerksam, gelegentlich handbreite Strumpfbänder zum Geschenk zu machen. Vielfach wurden die Muster der Strümpfe durch bunte Seidenfäden kräftiger hervorgehoben und ihre Zwickel prächtig ausgestickt. Auch in Bauernkreisen spielte der Strumpf seine gewichtige Rolle. Er vertrat eines der Unterscheidungsmerkmale der Ortsangehörigkeit. So wurde mir der weiße Strumpf ein Wegweiser zur Feststellung des fränkischen Ursprungs der Kofzberger Tracht.

Als Schutzhülle gegen Unwetter trugen die Bauern bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein einen Mantel, der nichts weiter war als ein rechteckiges Stück Zeug, welches glatt über den Rücken bis zu den Füßen fiel. Es war von grobem dichtem Stoff. Die eine Schmalseite wurde so um den Hals gelegt, daß beide Enden vorn zusammengefaßt werden konnten und der Mantel nun den ganzen Körper einhüllte. Jäger und Hirten im oberen Lechtale tragen ihn heute noch so (Gottenroth). Er heißt dort Koken, wie in Osterreich die Pferdedecken. Das Wort bezeichnet ein grobes, langhaariges, wollenes Gewebe.

Die Frauen trugen einen ähnlichen Mantel aus gleichem Stoff, auch aus grober, roher Leinwand. Er war mit einem breiten Hohlfaum umgeben. In Ostdeutschland war er wohl von den Slaven zu uns herüber gekommen unter dem Namen „Blachta“.

Nachdem die Blachta durch das große, die ganze Gestalt einhüllende Umschlagtuch verdrängt worden war, wurde sie zu anderen Zwecken benutzt. Sie wurde zum Grastuch, zum Markttuch und zur „Hülle“ für die kleinsten Kinder. Sie erhielt jetzt an allen vier Ecken Bindebänder; über den Rücken geworfen, wurde sie vorn am Halse mit allen vier Bändern verknüpft und so zu einer Traghülle, die erstaunlich viel Waren, Gras oder Feldfrüchte aufnehmen konnte. In dieser Hülle schleppte die Frau ihre kleinsten Kinder überallhin mit. Ging sie zur Feldarbeit, wurde die Hülle zur „Hülle“. Je zwei Stäbe wurden in bestimmter Entfernung voneinander kreuzweise in

die Erde gesteckt, die Blachta daran befestigt, und die „Hulle“ war fertig. Das Kind wurde hineingelegt, bekam in die kleinen Hände eine Rübe oder einen Feldapfel, und die Mutter konnte unbesorgt ihrer Arbeit nachgehen.

Wie schon erwähnt, wurden die rechteckigen Schutzhüllen der Frauen durch große Umschlagtücher abgelöst; auch durch verschiedene Jacken, unter denen der Spenzer besonders beliebt war. Heute muß auch er der graden Jacke weichen, die unter dem Namen „Sackjacke“ in den siebziger Jahren Stadtmode war für starke Damen.

Die vorstehende Übersicht über Herkommen und Entwicklung unserer Volkstrachten vermag ihren deutschen Charakter demjenigen erweisen, dem das Wesen deutscher Trachten bekannt ist. Ein hohes Alter ist ihnen nicht nachzuweisen, ebensowenig eine Erstarrung. Wie alles Leben unter der Sonne stetig sich wandelt, so auch die Tracht der Menschen. Sie ist etwas Lebendiges. Sie wandelt sich beständig. Häufig sprunghaft, wie z. B. in Schönwald. Ihre Wandlung bleibt dem Fernstehenden verborgen, und nur langsam wird sie dem sichtbar, der dafür Interesse hat. Unsere oberschlesischen Trachten befinden sich im Augenblick unserer lebhaften Zeit entsprechend in Auflösung und Umwandlung; „denn“, sagt Hottenroth in der Einleitung zu seinem Werke: „die Menschen tun alles, was sie tun, im Geiste der Zeit, in der sie leben und weben, bewußt und unbewußt.“

## 2. Beuthen-Rohberg.

Wenn ich diese Bauerntracht an erster Stelle bringe, hat dies seine Bewandnis. Einmal ist sie die einzige, die noch von den Männern getragen wird, und dann kommt sie auch noch in anderen Gemeinden vor.

Die Rohberger Tracht ist eine vornehme infolge ihrer kostbaren Grundstoffe: Tuch, Leder, Seide, Pelz. . . . Ihren Ursprung leitet sie von einfachen deutschen Bauernkleidern her, dem Lederstrumpf und der Bauernschaube. Wie ich in der Einleitung zeigte, kamen beide Kleidungsstücke durch deutsche Soldaten zu den Franzosen, wurden hier durch König Ludwig XIV. (1643—1715) umgewandelt und kamen, veredelt in der Ausstattung, über das deutsche Bürgertum zu den Bauern zurück. Hier feierte die reiche und praktische Kleidung wahre Triumphe in Gemeinschaft mit dem Dreispitz. Sie wurde zur beliebtesten Bauerntracht, die in ihren Formen hie und da von einander abwich, immer aber ihre Eigenart scharf betonte. So gibt es auch eine Form des Rockes, der unter der Bezeichnung „Gottes-tischrock“ besonders in Niederschlesien vorkam. Der Rock ist von hellblauem Tuch, weiß gefüttert; er zeigt dieselben Taschen auf den Hüften und ist ähnlich ausgestattet wie der Rohberger Rock, aber er ist länger als dieser und verdient den Namen „altfränkisch“ mit vollem Recht. Ferner ist er niemals rot, sondern immer hellblau, grün, auch weiß vorgestoßen, je nach der Ortszugehörigkeit. Solche Röcke sah ich bei den Bauern des südlich von Beuthen liegenden Kaminitz. Ich hielt sie, als ich sie das erstemal sah, für nicht ganz echt; doch war das ein Irrtum, wie ich später erforschte. Der Unterschied in der Ausstattung hat wohl einen Breslauer Historiker zu dem Ausspruch in einer Schilderung Oberschlesiens veranlaßt: „Die Kleidung der Männer gleicht der niederschlesischen alten Tracht, nur ist sie in Oberschlesien national-polnisch beeinflusst“. Das ist ein Satz, der völlige Unkenntnis der oberschlesischen Verhältnisse verrät. Seit mindestens

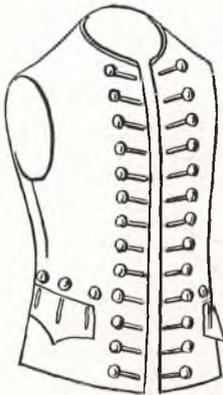
sechs Jahrhunderten ist Oberschlesien politisch und kulturell deutsch. Nie hat es in Oberschlesien eine polnische Nationaltracht gegeben. Auch die Vertreter der polnischen Sprache haben nie eine solche getragen. Die Nationaltracht der Bauern jenseits der Grenze in Polen besteht in der Hauptsache aus einem langen Kittel, der in Taillennitte gegürtet wird durch einen Riemen, einen Strick oder durch ein Strohseil. Auf dem Felde arbeiten sie oft in einem langen, groben Leinenhemd, sie gingen immer barfuß und zur Arbeit meistens barhäuptig. Wenn sie Märkte besuchten, trugen sie hohe Stiefel von rohem Leder, Leinenhosen und den Schapfelz, ihr kostbarstes Kleidungsstück, dazu die hohe, spitze Pudelmütze, niemals die Konföderatka (Tschapka), die national-polnische Kopfbedeckung. Den langen Schapfelz und die hohe Pudelmütze trugen auch viele unserer Bauern; auch auf den Märkten in Oppeln kann man sie heute noch sehen, nie aber sieht man beim Oberschlesier die Tschapka.

Daß die Koszberger Tracht in keiner Weise mit der polnischen Nationaltracht übereinstimmt, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf den Bauern. Niemand wird diese prächtige Mannesgestalt für einen Polen halten, niemand wird diese Tracht für eine polnische ansehen! Es gab Historiker, die diese Tracht für eine in Oberschlesien entstandene hielten, doch täuschten sie sich sehr. Sie war über ganz Deutschland verbreitet, besonders in Mittelfranken. Im Jahre 1870 wurde sie in Fürth noch allgemein getragen. Bei uns wurde sie auch im Oppelner Kreise viel gesehen, daher auch auf den großen Märkten in Oppeln. Ich selbst konnte sie im Jahre 1905 noch anderorts feststellen, z. B. in



Koszberger Bauer

der Gegend von Prag, Olmütz, Jablunkau, Schönhengst, Iglau, Mährisch-Trübau, viel in Österreich-Schlesien. Die Bauern trugen meist den Bruschleß über einem braun- und weißkarrierten Barchenthemde. Auch auf den Rattowitzer und Nikolaier Märkten erschienen so gekleidete Männer aus Österreich oft.



Rockweste der  
Hummelbauern

Der Tracht des Kozberger Bauern gleichen, mit sehr kleinen Unterschieden, alle zu dieser Gruppe gehörigen Trachten. In den hohen Schäften der Wasserstiefel verlieren sich die gelben Lederhosen, die sich am Knie nicht verengen, sondern weit bleiben. Über dieser Hose trägt der Bauer ein weißes Hemd (weil dieses für vornehmer gilt als das bunte), dann zieht er den Bruschleß an, ein Kleidungsstück, das genau so gearbeitet ist wie der Überrock, nur die Ärmel fehlen. Es heißt auch Armjack oder Rockweste.

Zur Arbeit trägt jeder Bauer meist nur den Bruschleß (Brustlatz, altdeutsches Wort). Er ist immer von dunkelblauem Tuch, weiß gefüttert und rot vorgestoßen. Der rote Vorstoß ist nicht eine Nachahmung der preußischen Militärkleidung, sondern von Anfang an so übernommen worden, wahrscheinlich von Böhmen aus. Die Rockweste hat vorn nur drei Knöpfe zum Schließen, die übrigen Knopflöcher sind überall, wo diese Tracht zu Hause ist, blind und sind rot ausgenäht. Die Taschen sind dieselben wie die des Rodes. Die Messingknöpfe an Rock und Bruschleß zeigen in Relief die Embleme der Landwirtschaft: Das Ackern, Eggen, Säen, Schneiden, Binden und Einfahren. Sie wurden aus dem Rheinland bezogen. Beide Kleidungsstücke sind tragenlos. Die leicht markierte Taille hat im Rücken je eine tiefe Quetschfalte, die sich unter einem Knopfe in ihrem oberen Bruch verliert. Im Ausschnitt sieht man die Enden eines leicht geknüpften seidenen, immer grünroten Tüchleins. Ein weicher gestickter Leinentragen vollendet die einfache und praktische Tracht. An manchen Orten trägt man unter dem Bruschleß eine reichgestickte, rote Weste. In Oberschlesien wird diese entweder statt des Bruschleßes getragen (Panewnik), oder sie bleibt ganz weg. Die Tracht erhält sich einfach, bei aller reichen Ausschmückung. Bruschleß und Kamisotka sind häu-

fig durch Zierstiche in Rot und Blau an den Rückennähten und Ärmeln geschmückt.

Der Rohberger Bauer trägt, wie man sieht, als Kopfbedeckung die Altismütze, von der Kretschmer in seinem Prachtwerk „Deutsche Volkstrachten“ schreibt: „Die Altismütze, wo sie auch vorkommen mag, ist deutsch.“ Sie besteht aus einem runden Kopfe, der aus einzelnen an einem Ende zugespitzten Teilen von Samt, Tuch oder Leder hergestellt ist. Oft sind die einzelnen Teile mit Goldschnur umrandet; sie laufen



Bauer mit flachem Hut  
(Gemälde von S. Grabowski)

unter einem Knopfe oder einer Goldtrodde zusammen. Der Rand der Mütze ist mit Pelzwerk versehen in der Weise, daß ein Viertel davon niedriger gehalten ist (siehe Bild). Gewöhnlich wird in Ober-schlesien die Mütze so getragen, daß der breite Rand vorn über der

Stirn sichtbar ist. Neben der Mütze werden auch Hüte getragen. Bis 1906 war es ein breiter, flacher Schäferhut (siehe Abb.). Junge Leute schmücken ihn mit einem schmalen, blauen Bande, verheiratete mit einer gelben Schnur mit dicker Troddel wie in Bayern.

Zur Vollendung der Tracht gehört der Mantel. Er erinnert stark an die Zeit Friedrichs des Großen und ist von blauem Tuch mit rotem Futter. Die Stickereien (einfache Zierstiche) sind hellblau und rot, der



Bauer mit Mantel und Altsmütze  
Rückenanischt Vorderansicht

Stehfragen von Sammet. Solch ein Mantel ist ein Prachtstück in seiner Art. Er wird heute nur noch von alten Leuten getragen.

Ich möchte hier besonders auf die prächtigen Bauerngestalten aufmerksam machen, die die Bilder zeigen. Die Bauern gaben mir diese von der Wand herunter, so ein hübsches Familienbild, auf dem wir die Tracht vollständig sehen, wie sie heute noch vielfach auf Kirchenfesten, Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten angelegt wird. Der Mann trägt nur den Brustschleif und den Hut in üblicher Weise. Anstatt des bunten Hemdes ist hier das weiße zu sehen, das jetzt allgemein vorgezogen wird. Die Frau hat über ihrem blauen, plissierten Tuchrocke eine rosa Moiréschürze. Das Leibchen ist noch ganz echt, mit Schnüren und Lederquasten besetzt; oben wird es mit dem breiten, blauen, mit weißen Rosen durchwirkten Bande garniert. Es stammt aus Osnabrück, und wenn dieses Band nicht zu haben ist, wird eher auf die ganze Tracht verzichtet. Echte Tracht tragen auch noch Bauer und Bäuerin des nächsten Bildes.



Familie in echter Tracht



Bauer und Bäuerin in echter Tracht

Den Abschluß des üblichen Hemdchens bildet die Koxberger Krause, die immer mit weißen Bändern geschlossen wird. Das Kopftuch aus schweizer Kattun ist rot mit grüngelbem Muster. Es ist in Oberschlesien sehr beliebt und wird slavischem Einfluß zugeschrieben; doch kommen diese Tücher, manchmal sehr kunstvoll gebunden, auch im Innern Deutschlands vor, in Thüringen, Bayern usw. Mit besonderer Vorliebe haben es die mährischen Stämme aufgenommen. Hier gibt es so viele Arten, das Tuch zu binden, als es Dörfer und Ortschaften gibt. Die Art, es zu tragen, zeigt dem Eingeweihten die Ortszugehörigkeit der Trägerin an. Die Koxberger tragen nur Purpurtücher (Abbild.) mit gelbgrüner Kante, manchmal auch mit gemustertem Spiegel, nie anders gebunden, als wir dies auf den Abbildungen sehen.



Bäuerin mit Purpurtuch



Bäuerin mit Sammetjackete  
Purpurtuch mit gemustertem Spiegel

Eine Eigenart der Frauentracht in Roßberg ist die Haube. Sie besteht aus einer Kappe von weißem Baumwolltrips, die sehr steif gestärkt wird; ein Schirm von weißen Spitzen umschließt sie. Sind die Hauben noch neu, fallen diese Spitzen wie ein Schleier bis zur Nasenwurzel, sind die Hauben gewaschen, wird die Spitze gleichfalls in roher Stärke sehr steif gemacht und wirkt wie ein Schild, der das Gesicht nicht immer vorteilhaft umrahmt (Abbild.). In Oberschlesien findet sich diese Haubenform nur bei den Roßbergern; sonst verschiedentlich in Deutschland, so in Dachau. Breite Bänder hängen im Rücken von der Haube herab, zwei gleiche über die Brust. Sie werden manchmal mit Nadeln zusammengefaßt. Zu diesen Hauben werden nur echte Spitzen verwendet. Wo diese nicht zu haben sind, wird auf die Haube verzichtet und das Kopftuch gewählt. Die Haube erhält die Braut an ihrem Hochzeitstage zugleich mit dem

kleinen Frauenhäubchen, das den Kopf eng umschließt und nur dann abgelegt wird, wenn es gewechselt wird oder wenn dessen Trägerin sich kämmt. Die junge Frau mit dem Purpurtuch stammt aus Banewnik. Das Tuch fällt hier fächerartig über den Nacken. Die Bänder ihrer schweren Seidenschürze werden rückwärts

Dachauer Abendmahlshaube



Bäuerin mit Haube und Jacke (Gemälde von S. Grabowski)



Junge Frau aus Panewnik



Vor der Einhaubung

gebunden und reichen bis zum Kocksaum. (Siehe auch Abbild. Frau mit Tuch und Jade.) Die stattliche Frau mit Samtjade trägt, wie wir sehen, nicht mehr die volle Tracht. Sie hat die kurze Jade übernommen. Aus schwarzem Samt oder weißem Kaschmir, mit schweren Posamenten besetzt, wurde sie in den siebziger Jahren auch in Bürgerkreisen getragen. Die Bäuerin hat sie ohne jede Änderung übernommen, und sie fügt sich gut dem Kostüm an. Auch die Haube ist hier schon lange aufgegeben und dafür das Purpurtuch gewählt. Große, echte Korallen umschließen vielreihig ihren Hals.

In welcher Weise sich die Kogberger Frauen vor den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts gegen Kälte und Unwetter geschützt haben, ist mir nicht bekannt. In der erwähnten Zeit haben sie die türkischen Tücher aus städtischen Kreisen übernommen und damit großen Luxus getrieben. Tücher im Preise von 600 Mark und darüber waren keine Seltenheit. Niemals hätte eine wohlhabende Bäuerin ein unechtes Tuch getragen. Neuerdings kommt dies häufig vor, besonders seit es Sitte geworden ist, im türkischen Tuche zum Traualtar zu gehen.



Hochzeitsgesellschaft. Braut mit türkischem Tuch.

Es werden schöne Imitationen aus Österreich-Schlesien eingeführt. Daneben sind heute auch feine, wollene Umschlagtücher beliebt. Das türkische Tuch wird, wenn es nicht unbedingt umgehungen werden muß, zusammengerollt unter dem Arme getragen, wie einst die leinenen Regentücher.

Das folgende Bild zeigt ein Kränzelpaar. Das Mädchen in der üblichen Kleidung, dazu die Bandhaube, die einst in ganz Deutschland



Kränzelpaar aus Hofberg

vorkam und früher auch von der Braut getragen wurde, wenn sie unbescholten war. Sie vertrat den heute üblichen Myrtenkranz.

Die Bandhaube wird auf dem Kopfe der Trägerin zusammengesetzt. Zu dem Zwecke wird alles Haar auf dem Hinterkopf fest zusammengedreht und möglichst flach aufgesteckt. Dann wird ein breites Seidenband glatt um die Stirn gelegt und im Nacken zusammengesetzt. Der Hinterkopf wird völlig mit Band bedeckt, so daß kein Haar sichtbar bleibt, oder das Haar wird mit Myrtenranken verdeckt. Nun werden hinter beide Ohren Bandschleifen gelegt, so daß eine beliebige Maschenmenge dicht zusammenkommt, wodurch die eigenartige, auf dem Bilde sichtbare Wirkung erzielt wird. Vier, sechs, auch acht der prächtigsten Bänder fallen nun glatt über den Rücken, möglichst bis zum Rocksaum. Auf das Vorderhaupt kam früher die hohe Flitterkrone, das deutsche Schäpel. Da diese teuer war und auch nicht mehr richtig gebunden werden konnte, wählte man dafür den Doppelglitterkranz oder die Myrte.

Um die Krone bilden zu können, wird ein Bäumchen dicht am Stamme abgeschnitten und kunstvoll auf dem Stirnbande befestigt. Früher wählte man Gold- und Silbernadeln dazu, wie sie in bürgerlichen Kreisen ähnlichen Zwecken dienten, heute werden billige, bunte Nadeln dafür hergestellt.

Die Kränzelburschen trugen, entsprechend dem Kopfpuz ihrer Partnerinnen, bunte Flittersträuße, oft von riesigem Ausmaß mit bunten Schleifen und Bändern an der Brust oder auf dem Hute. Sie und da wickeln sie einen breiten, seidenen Schal um den Leib, wie solche früher von „Paschern“ mit Zitronen, Apfelsinen, Feigen usw. aus Italien ins Land gebracht wurden. Sie sind gold- und buntgestreift und von guter Wirkung, aber heute nur noch selten zu sehen. Das Nieder der Frauen (Bruschle) besteht aus dem Rückenteil, zwei Seitenteilen und zwei Borderteilen. Jedem Teile ist ein Schößchen angefnitten, das sich nach unten ein wenig breiter zeigt als in seinem Ansatz. Die Schößchen sind, jedes für sich, mit einem fingerbreiten, blauen Seidenbande besetzt und bleiben lose. Am oberen Rande zeigt das Nieder, wie bereits erwähnt, den handbreiten Besatz des blauen, mit weißen Rosen durchwebten Seidenbandes. Die Leibchen sind blau, schwarz oder rot; sie werden immer aus Tuch gefertigt.

Das Brusttuch, welches heute auch öfter von den Kofbergern getragen wird, gehörte ursprünglich nicht zu der Tracht. Man sieht es öfters bei älteren Frauen, die es gern unter der Jacke tragen, die sich immer mehr einbürgert, selbst zum Brautanzuge. Rock und Jacke sind hier von schwarzer Seide, die Schürze ist rosa oder grün. Diese Tracht zeigt uns den nicht mehr aufzuhaltenden Verfall. Der Rock ist im Schnitt und in der Ausstattung noch der alte sehr weite Faltenrock; auch das Nieder hat sich noch erhalten, aber die Braut zog vor, nach „neuer Mode“ die Jacke darüber zu ziehen.



Brautpaar

Biel trägt zum Wechsel der Tracht auch die neue Hemdenform bei. Längst haben die Bauern das grobe Unterhemd aufgegeben und dafür das Hemd mit glatten, angeschnittenen Ärmeln von den Städtern übernommen, neuerdings auch das auf der Achsel zu schließende. Sie können es überall fertig in den Läden kaufen und haben eingesehen, daß es viel praktischer ist.

Das letzte Bild zeigt eine Kofberger Familie, in der die Kinder bereits städtisch gekleidet sind. Der Vater hält noch fest an seiner ihm lieb gewordenen alten Kleidung; auch die Mutter hat die alte Tracht noch nicht aufgegeben, aber sie kommt der Zeit entgegen, zieht die kurze Jacke über den Brustfleck und hat eine schwarze Schürze statt einer hellen gewählt. Die tadellose Kofberger Haube verrät uns eine wohlhabende Bäuerin aus der Beuthener Gegend. Die Frau zeigt Verständnis für die Tracht, die sie trotz der Neuerungen harmonisch zu gestalten weiß.



Familienbild. Kinder in städtischer Kleidung.

### 3. Die Berg- und Hüttenmannstracht.

Im öffentlichen Leben des Industriegebietes hat bisher auch die Tracht der Bergleute das Straßenbild lebhaft beeinflusst. Wenn sie mit brennender offener Grubenlampe zur Schicht zogen, bot dies des Abends ein eigenartiges Bild. Die Lichter bewegten sich wandelnden Sternen gleich über dem Boden; mitunter gaben die Halden mit ihren glimmenden Zünglein selbstentzündeten „Kohls“ den phantastischen Hintergrund dafür. Heute ist das anders geworden. Brennende Halden sieht man selten; auch der Kohlenstaub wird wirtschaftlich verwertet. Die offene Lampe, welche bisher von



Stempel der Stadt Bamberg aus dem 12. Jahrhundert.

den Berggesetzen in Oberschlesien zugelassen worden war, weil wir keine Explosionsgefahr hatten, wird meistens durch Sicherheitslampen ersetzt.

Im Laufe der Jahrhunderte machte die Bergmannstracht natürlich Wandlungen durch. Von der ältesten Form des Berghabits des eingewanderten sächsischen Knappen, wie sie sich verschommen in dem Schöppensiegel der Stadt Beuthen aus dem 12. Jahrhundert wiederspiegelt, bis zur preußischen Uniformprägung des späten 18. und des 19. Jahrhunderts ist ein langer Entwicklungsgang anzunehmen, der uns jedoch aus Mangel an Überlieferungen unbekannt ist. Nur die Wandlungen vom 18. Jahrhundert an sind erschießbar. Bis dahin war mit dem versiegten Bergbau auch die Vorliebe zu einer besonderen Tracht zurückgegangen. Der Zusammenhang mit den westdeutschen und niederschlesischen Knappen hatte sich allmählich verflüchtigt.

Daher war bei der Neuregelung der Amtskleidung ein Zurückgreifen der preußischen Berg- und Hüttenbehörde auf überkommene heimische Trachtformen nicht gut angängig. Aus den darüber geführten Verhandlungen ist als wesentlicher Unterschied in der Hüttenmannskleidung zwischen dem 19. und den vorhergehenden Jahrhunderten ersichtlich, daß als Grundfarbe schwarz eingeführt wurde, während sie bis dahin braun gewesen war. Für die Bergmannstracht muß sie, nach einem kolorierten Stich des Breslauer Oberbergamtes vom Ende des 18. Jahrhunderts zu urteilen, damals blau gewesen sein. Man könnte vielleicht den Schluß wagen, daß vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Einheitsfarbe das immerhin praktische braun gewesen ist.

Eine zweite Entwicklungsstufe der preußisch-amtlichen Ära läßt sich aus neuen, um 1804 erlassenen Verfügungen (Bresl. Staatsarchiv Rep. 14. VIII. 387 B. und 216 Acc. 33/24 N. 20) herauslesen. So wie die Anzugsform damals festgelegt wurde, ist sie im wesentlichen bis heut mit den Hauptbestandteilen Schachthut (Tschako), Puffjacke, Weste, Bergleder, Hosen und Stiefeln geblieben.

Dieser Entwicklungsabschluß schloß natürlich modisch geleitete Abänderungen nicht aus. Das Biedermeier liebte längere Röcke mit enger Taille und mannigfaltigere Farben an Aufschlägen und Lederfutter. Dem einfarbig gehaltenen Herrenanzug von heut entsprechend

ist die Tracht erst dunkel geworden, mit sparsamer Verwendung von rot oder gold bei Hutbüschen und Schnurgarnierungen (Tressen). Anstatt des Schachthutes trägt der Berg- und Hüttenmann heut meist die militärische Dienstmütze.

Das auffälligste Kennzeichen des Hüttenmannes war der breite runde Hut, wie ihn schon der heimische Schmelzer am Luppenfeuer zu Tworog trug, nur war er bei der Diensttracht auf der linken Seite aufgeschlagen. Selbstverständlich war das Bergleder, auf dem der Bergmann in den Schacht rutschte, dem nur über Tage arbeitenden Hüttenmann wesensfremd und fehlt in seiner Tracht.



Lehtes Luppenfeuer von Oberschlesien  
in Tworog

Der Abstufung nach Dienstgraden dienten bestimmte Kennzeichnungen durch Armelausschläge, Knöpfe, Tressen, Säbel- und Keilhauenform usw. Kalides Statue des Oberberghauptmanns Graf Reden in Königshütte bietet die höhere Bergbeamten-tracht in kolossalem Erzbilde.

Auch die alte Bergmannstracht sieht man heute alltags selten. Der Bergmann hat auf allen Werken Gelegenheit, sich nach verfahrenerer Schicht zu baden und umzukleiden, so daß er sauber in seiner üblichen Werktagskleidung die Grube verlassen kann.

Anders ist es, wenn er seinen Beruf bei weltlichen und kirchlichen Feiern vertreten muß, oder wenn er einen seiner Kameraden auf seiner letzten Fahrt begleitet. Dann erscheint er immer in Festtracht, die in ihrer ernstesten Feierlichkeit auf jeden Beschauer wirkt.

Besonders tritt hier der St. Barbaratag hervor. Bekanntlich ist St. Barbara die Schutzpatronin der Schiffer und Artilleristen, besonders aber der Bergleute. Ihr Gedenktag fällt auf den vierten Dezember. Er wurde stets von den Bergleuten festlich begangen, und auch heute wird an diesem Tage nur mit großen Ausnahmen in der Grube gearbeitet. Noch vor dem Kriege hatte ich Gelegenheit, einer solchen Feier beizuwohnen. Es war in einem kleinen Grubenorte, der mitten



Reden-Denkmal in Königshütte

im Walde lag. Der Wald war verschneit, er schien räumlich kleiner geworden zu sein. Ganz dicht waren die Bäume mit Schnee verhängen. Auf der Grube war seit Mitternacht die Arbeit eingestellt worden. Kein Poltern, Zischen und Stöhnen der Maschinen war zu hören. Wie verzaubert lag die Grube an der Lehne brennender Halden da. Die gefräzigen Flämmchen strebten wie Kobolde an den Halden hinauf. Noch war es dunkel und vor mir lag alles undeutlich und schattenhaft. Da durchbrach der wimmernde Ton der Schichtglocke die starre Ruhe. Vor dem Zechenhaus flammten Feuer in den Pfannen auf (die Grube hatte noch kein elektrisches Licht). Bergleute strömten auf viel begangenen Steigen heran, alle in Festtracht, die brennende Lampe in der Hand. Die schwarzen Federn auf dem Tschako bewegten sich im leichten Winde, die Messingknöpfe an ihrem

Rittel, Schlägel und Eisen am Gurt und Schachthut glänzten wie Gold und gaben Lichtflecke bei jeder Wendung. Die Grubenjungen, die Schlepper im schlichten Gewande hatten alle das gleiche Ziel: St. Barbara.

Im Zechenhaufe der Hans-Heinrichgrube versammelte sich die mehrere hundert Mann zählende Belegschaft. Beamte von der „Feder“ und vom „Leder“ kamen herbei, denn dieses Fest wird von allen Grubenleuten gemeinschaftlich gefeiert. Weiße Federbüsche tauchten auf, ebenso samtene, mit Goldborten umsäumte Fahrleder. Die Lampen wurden an den Wänden der verrußten Zechenstube aufgehängt und gaben die einzige Beleuchtung in dem düsteren Raume ab.

Ein Steiger rief die Belegschaft mit Namen auf, es fehlte keiner. Inzwischen hatten sich Frauen und Kinder der Bergleute eingefunden, alle in ihrer malerischen Plesser Tracht. Die weißen Hemdchen und Schürzen, die blauen Kleider, die hellen Tücher wirkten erfrischend neben dem ernststen Schwarz der Bergmannstracht. Jetzt wurde der Schrein der Heiligen geöffnet, die Lichter angezündet. Aus Blumen und weißen Schleiern schaute das Bildnis der vornehmen Blutzugin feierlich hervor. Die hohe Gestalt hielt in ihren Händen die Siegespalme und den Kelch. Es geht die Sage: Wo ein Unglücklicher im Bergwerk verlassen dem Tode nahe ist, erscheint ihm St. Barbara und reicht ihm die Gottes Speise auf seinem Weg ins bessere Land.

Die Frauen hatten nun auch die Kerzen angezündet, die sie mitgebracht und vor ihrem Plaze auf den Bänken aufgestellt hatten. Wie in jedem Jahre leitete auch diesmal die Feier ein allgemeines Bitten um Verzeihung ein, zwischen Arbeitern und Vorgesetzten, sowie zwischen den Kameraden unter sich, für gewollte und ungewollte Kränkungen, die im Laufe des Jahres vorgekommen waren. Mit allgemeiner Versöhnung endete der erhebende Augenblick; alle beugten ihre Knie im gemeinsamen Gebet. Dann rauschten Barbara-Lieder durch das Zechenhaus, die endlich in dem herrlichen Gesange endeten: Großer Gott wir loben dich.

Der Nachmittag galt der weltlichen Feier. Im Grubengasthaus dufteten Tannekränze. Auf bekränzten Fakreifen, die wie Kronleuchter von der Decke hingen, leuchteten bunte, dicke Kerzen. Am Bierfaß, das heut die Verwaltung gespendet hatte, schenkten flinke

Hände unermüdlich ein, Würstel dufteten zu den knusprigen Semmeln, die in diesem Orte felten waren; denn es fehlte ein Bäcker. Frauen, Mädchen und Kinder waren reichlich vertreten. Ein Volksfreund verteilte für die Kinder Pfefferkuchen, Apfelsinen und Schokolade. So kam jeder zu seinem Recht. Auch die Vorgesetzten vergnügten sich mit den einfachen Männern, die hier für einen Tag ihr schweres und gefährliches Los vergaßen. Denn der Bergmann ist kein Trübsalbläser und immer froh, wenn er dazu Gelegenheit hat. So klang auch heut die Feier in heiterem Gesange aus.



Steiger und Oberhauer in Arbeitskleidung mit offener Lampe.  
 ein ehrlicher Bergmann tragen; es war das Ehrenzeichen seines Berufs. Hatte jemand das Leder verwirkt, so wurde es ihm abgebunden, er war dadurch von seinem Berufe ausgeschlossen, da ihn keine Zeche aufnehmen durfte.

In früheren Jahren trugen die Bergleute auch bei uns braune Kleidung als Erzgräber. Schwarz wurde sie erst mit Erschließung des Kohlenbergbaues. (Siehe Abbildung.) Auffallend ist besonders die kurze Puffjacke. Die Mütze ist heut bei uns in dieser Form üblicher als die Kappe, die früher getragen wurde. Das Fahr- und Bergleder, das über dem Gefäß getragen wird, hatte früher eine praktische Bedeutung. Es reichte dem Bergmann bis zu den Kniekehlen, er rutschte darauf in den Tageshächten in die Grube, auch diente es ihm als Sitzgelegenheit, wenn er auf nassem, kalten Gestein arbeiten mußte. In Aufruhrzeiten hängten die Bergleute das Leder als Fahne auf. Das Leder durfte nur

Hauer in Festtracht: Der Kittel mit Kragen wird durch den Ledergurt zusammengehalten. Schlägel und Eisen am Gurt

und Schachthut zeigen, daß wir einen staatlichen Bergmann vor uns haben. Der Federbusch ist schwarz.



Häuer in Festtracht.



Fahrsteiger auf der Strecke

Die Bergkapelle, die heute wohl auf jeder Grube zu finden ist, trägt rote Federbüsche. Vorgesetzte haben weiße Federbüsche auf dem Tschako, reich verschürzte, mit Gold gestickte Puffjacken und ein Fahrleder von Samt mit Goldborte.

#### 4. Schönwald.

Die Schönwalder Tracht ist für uns ganz besonders beachtenswert, weil sie allein auf diesen Ort beschränkt ist. Die Gemeinde ist urdeutsch. Sie wurde im Jahre 1269 durch das Raudener Kloster angesiedelt, mitten im „schönen Walde“ bei Gleiwitz. Woher die Siedler kamen, ist unbekannt. Die Ansicht, sie seien aus der Meißner Gegend eingewandert, läßt Konrad Gufinde nicht gelten. Auf Grund seiner Sprachforschung glaubt er annehmen zu dürfen, daß die Schönwalder vor ihrer Einwanderung nach Oberschlesien längere Zeit in Mittelschlesien ansässig gewesen sind. Ihre Mundart zählt er zu der großen Gruppe der schlesischen Mundarten und findet in ihr das Bindeglied zwischen der Mundart der eingewanderten Schlesier in der Zips und der des Ruhländchens im nördlichen Mähren. Ostfranken und Ostthüringer sind aber trotz allem auch ihre Voreltern gewesen, wie die der meisten deutschen Siedler in Schlesien.

Obwohl nun die Schönwalder von Polen rundum umgeben waren, sind sie doch bis auf den heutigen Tag rein deutsch geblieben. Ihre Gemeinde hat sich durch Innzucht zu dem stattlichen Dorfe von 5000 Seelen entwickelt. Zäh haben sie am Alten festgehalten und einen großen Gemeinssinn bewahrt, der sie vor fremden Einfluß geschützt hat. Wenn trotzdem polnische Familiennamen in der Gemeinde vorkommen, hat dies nicht viel zu sagen. Der Name wurde verdeutschert und ließ sonst kein Erinnern an den ehemaligen Fremdling zurück. Dieses Einheiraten von Polen hat verschiedene Ursachen gehabt, unter anderem wird es von den Schönwaldern dadurch erklärt, daß Männermangel die Frauen zwang, sich ihre Männer zu suchen, wo sie sie fanden. „Wir haben sie uns auch aus Berlin geholt“ erzählte mir eine Frau Kother.



Altes ober-schlesisches Bauernhaus  
Gemälde von H. Grabowski



Für Neuerungen hatten die Schönwalder lange Zeit hindurch kein Verständnis. So haben sie nie ein Spinnrad besessen, obwohl sie den Flachsbau eifrig betrieben haben und bis in unsere Zeit hinein nur selbsterzeugte Leinwand trugen. Doch ist es ein Irrtum, zu glauben, sie hätten ihre Tracht vor siebenhundert Jahren nach Oberschlesien mitgebracht und bis heut erhalten. Wir wissen es jetzt, daß unsere Volkstrachten sich erst im sechzehnten Jahrhundert entwickelt haben. Auch die Schönwalder Tracht macht darin keine Ausnahme: sie ist nicht so alt wie gewöhnlich angenommen wird, ja wahrscheinlich nicht viel über hundert Jahre. Tuchkleider trägt man anscheinend erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Schönwald, denn im Jahre 1866 wurde noch viel Leinwand für Oberkleider schwarz gefärbt.

Daß die Tracht sich nicht im Dorfe selbst entwickelt hat, beweist der Umstand, daß alle ihre Eigenheiten auch im übrigen Deutschland zu finden sind.

Die Männer haben ihre alte Tracht bis auf winzige Reste abgelegt. Die Frauen haben zäher daran festgehalten.

Das folgende Bild zeigt uns die Tracht, wie sie noch lückenlos im Jahre 1905 getragen wurde. Der 90 Jahre alte Kotitschke starb in demselben Jahre, in dem er mir das Bild schenkte. Es dürfte so ziemlich das einzige sein, das uns die Tracht rein erhalten hat. Die Weste, hochgeschlossen, ist mit je acht weißen Perlmutterknöpfen rechts und links besetzt. In einiger Entfernung, oben am Halse, ist dann noch je ein Knopf angebracht worden. An dieser Weste, die noch viel getragen wird, erkennt man jeden Schönwalder im dichtesten Menschengewühl. Auch die kleine, gekästelte Tacke ist noch nicht völlig ausgestorben. Sie war immer entweder schwarzlila oder schwarzrot. Der kleine Hut gehörte ursprünglich neben der Pelzmütze, die wir noch kennen lernen werden, zur Tracht; heute ist er vergessen. Auch die Mütze wird nicht mehr getragen. Fuhrleute, die die Schönwalder früher waren, bedienten sich gern eines Zylinders; auch das ist gewesen, ebenso fehlt der breite Hut von weichem Leder.

Eine große Rolle spielte vom Anfang bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der Mantel. Er war von schwarzem Tuch, mit Flanell gefüttert und hatte einen breiten, überhängenden Kragen, der am Halse mit einem Umlegekragen abschloß. Die Mäntel wurden nur



Franz Kotitschke aus Schönwald mit Tochter und Enkelin

von volljährigen Männern getragen. Der Bursch erhielt ihn das erstemal zur Gestellung und behielt das Recht daran, auch wenn er für dienstuntauglich erklärt wurde.

Dieser Brauch war in Oberschlesien allgemein. Handelte es sich um hörige Bauern, so hing für den Burschen von dem Besitze eines solchen Mantels und eines Paares hochschäftiger Stiefel die Erlaubnis zur Heirat ab.

Die beiden Frauen auf dem vorhergehenden Bild sind Tochter und Enkelin des alten Kotitschke. Sie tragen die Tracht noch ziemlich rein. Die Kleiderröcke müssen wir uns kürzer denken, bis zur halben Wade reichend.

Zu dieser Tracht gehörte ein Hemd von roher Leinwand. Formlos, wie ein Sack genäht, reichte es nur bis unter die Achseln, hatte weder Ärmel noch einen Halsausschnitt, sondern wurde über den Kopf angezogen und unter den Armen festgehalten, dann streifte man das Brusthemdchen darüber und beides wurde von dem Nieder-



Schönwalder Bauer im Mantel

leibchen zusammen gehalten. Am unteren Rande hatte dieses Hemd rechts und links an den zwei einzigen Nähten kurze, auspringende Falten. Diese Hemden sind den Schönwaldern noch gut in der Erinnerung, werden aber nicht mehr getragen.

Das Niederleibchen wurde und wird auch heute noch immer aus schwarzem Tuch hergestellt. Auf dem angeschnittenen Schoßrande wird rechts und links über der Hüfte die Rockstütze angebracht, eine wulstige Rolle von Leinwand, „Wurst“ genannt. Sie ist einst in Deutschland von den Spaniern übernommen worden und hatte die Aufgabe, die Kleider von der Taille weit abstehen zu lassen. Der Bäuerin soll sie die schweren Tuchröcke tragen. Hier ist der ur-

springliche Zweck dieser Wülste wohl nie erfasst worden. Sie geben der Trägerin ein unbeholfenes Aussehen, wirken unschön, besonders zu den kurzen Taillen. Über der Brust ist das Leibchen quer mit Silberkizzen oder schmalem grünrotem Bande geschmückt. Aus dem nicht tiefen Ausschnitt des Leibchens tritt das feingefältelte Hemdchen hervor, die weißen, kurzen Ärmel werden mit Gummiband zusammengehalten, welches mit Schleifchen, Perlen und bunten Seidenstichen benäht wird. (Abb.)



Frau im Nieder beim Sticken

Besondere Beachtung verlangt das Vormachtüchel (Abb.). Es ist eines der weichen, feinen Wolltücher, die sich auch in Oberschlesien großer Beliebtheit erfreuten. Es wird überall, wo es vorkommt, anders getragen. In Schönwald wird es über der Brust gekreuzt, die Enden dann rechts und links unter den Armen zwischen Nieder und Rock gesteckt. Es ist in Schönwald nur in dunklen Farben beliebt

und mit blumigen, eingewebten Kanten und Fransen begrenzt. Ohne dieses Tuch hat sich bis vor kurzem eine Schönwalderin außerhalb ihres Hauses nicht sehen lassen.



Mädchen mit Vormachtüchel

Zur alten Tracht gehörten drei Röcke. Ein Stepprock, ein roter, guter Friesrock, der mit grüner Tuchstickerei bis zur halben Wadenhöhe versehen war, und der Oberrock von schwarzem Tuch; letzterer wird jetzt noch getragen. Er hat die bekannte Faltenform der alten Rockmiedertracht, ist sehr weit und heut mit einem schwarzen Sammetstreifen umsäumt. Früher war er mit einem lichtroten Tuchstreifen am unteren Rande ausgestattet. Während er heut bis zu den Knöcheln reicht, war er früher bedeutend kürzer. Er wurde von

Jahr zu Jahr verlängert, zuletzt durch den Sammetansatz. Vorn haben diese Röcke den in der Einleitung hervorgehobenen Einsatz von gutem Stoff, Sammet, Plüsch oder Damast. Er soll einen Schmuckfleck vorstellen, aber die Schönwalder tragen dennoch die Schürze darüber. Auch sie besteht aus guten Stoffen. Sehr beliebt ist gepreßter Sammet, Plüsch und Seidendamast in den Doppelfarben: schwarzgrün, schwarzrot, schwarzlila, oder einfarbig, aber immer dunkel gehalten. Ursprünglich fiel nur ein breites Band vorn über die Schürze herunter, als die Bänder noch mühsame Handstickerei zeigten, heute werden häufig zwei Bänder gewählt. Die Schürzen sind nicht so breit wie dies bei Bauernschürzen üblich ist. Auf Seite 34 hat die Frau an ihrer Sammelschürze am unteren Rande eine Spitze, die als Neuerung gelten darf. Sie kam früher nicht vor. Von der Halsgrube ab fällt ein breites, liches Schmuckband bis unter den Taillenschluß, das nur Frauen tragen. Beide Frauen zeigen hier noch das weiße Kopftuch, das im Jahre 1905 von der ganzen Frauengemeinde endgültig aufgegeben wurde. Es ist ein weißes Glanzleinentuch. Rundum ist es mit einem sehr feinen Hohlraum versehen und mit feinen Blenden besetzt. Eine Ecke ist mit innig feiner, schwarzer Kreuzstickerei ausgestattet. Diese liegt im Dreieck oben auf, wenn das Tuch umgebunden wird, in der Weise, wie es auf S. 34 leicht ersichtlich ist. Das Tuch wird sehr steif gestärkt und „auf Glanz“ geplättet. Die Blenden müssen bei jeder Wäsche abgenommen und für sich gereinigt werden. Während des Kirchenumbaues mußten die Schönwalder ihre Andacht außerhalb der Kirche im Freien abhalten, da wurden die weißen Kopftücher sehr schnell schmutzig. Dies, sowie der Spottname: „Weißköpfe“, den die benachbarten polnischen Oberschlesier ihnen nachriefen, gab den Grund zum Wechsel des Tuches. Vielleicht sprach dabei auch ein wenig Veränderungslust mit.

Damit hat die Tracht einen großen Reiz verloren. Es machte einen eigenen Eindruck, wenn viele Frauen ganz gleich gekleidet, alle im weißen Kopftuch beisammen saßen, wie z. B. in der Kirche.

Das Mädchen auf S. 34 trägt nur das weiße Tuch über dem Haar; die Frau hat unter dem Tuche noch zwei Hauben auf. Zuerst das kleine, leinene Frauenhäubchen, das ehemals jede Frau an ihrem Hochzeitstage das erstemal anlegen mußte als Zeichen ihrer neuen Würde. Dieses Häubchen bedeckte alles Haar und auch die Ohren.

Darüber kam über die Stirn das Stirnband, wie es auch die Sachsen in Siebenbürgen kennen. Es bestand aus einem zweifingerbreiten, weißen Leinenbande, das mit leichten Stichen, hellrot und hellgrün, ausgenäht worden war. Dazwischen wurden Goldflinsen eingenäht. Das Band wird heute noch, aber nur bei Hochzeiten getragen. (Abb.)



Frauentracht zur Hochzeit

Darüber kommt eine reich ausgestattete Haube, deren Kopf aus rotpunktiertes schwarzer Seide besteht; der Rand wird aus einer breiten Spitzenrüsche hergestellt. Zu diesem Zwecke werden breite Tüllbänder in rohe Stärke getaucht und dicht über Gänsefüße gelegt, die dann an der Ofenwärme getrocknet werden. So entsteht das Spitzenpelzchen, das auch bei anderen Haubenformen in Oberschlesien Verwendung fand. Über diese Haube wurde dann das Tuch gebunden.

Für den Winter hatten die Frauen in Schönwald eine schwarze Seidenhaube mit leichtem Planelfutter. Der Haubenkopf bestand aus schwarzer rotgetupfter Seide. Ein lichtgrüner und lichtroter Tuchstreifen begrenzte den Kopf, der dann mit Kaninchenfell umrandet wurde. Schmuckbänder fielen vorn über die Brust und über den Rücken (Abb.).



Frau mit Pelzhaube

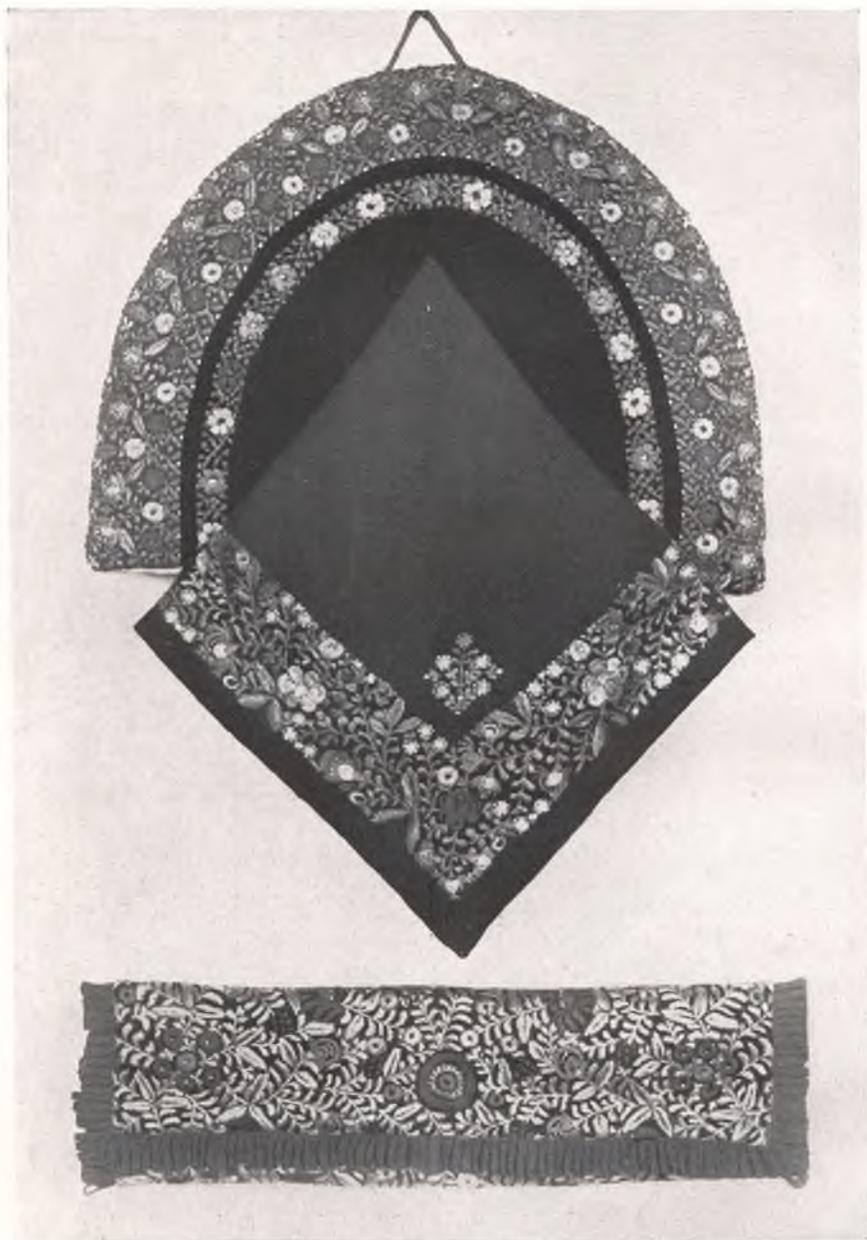
Eine wichtige Rolle spielten in allen Volkstrachten die Strümpfe, besonders, wenn die Röcke kurz getragen wurden. Das war ursprünglich auch in Schönwald der Fall. Die Farbe der Strümpfe war hier immer ein liches Rot. Die Strümpfe waren nie gestrickt, sondern immer gewalkt. Jedes Jahr kam nach der Ernte ein Händler ins Dorf und versorgte alle Frauen mit Strümpfen, wie sie die Schönwalder liebten. Sie waren doppelt so lang wie die gewöhnlichen Strümpfe, denn sie wurden auf der Wade in kleine Querfalten geordnet, so daß diese wie eingestrickte Killen wirkten. Vermutlich waren in der Nacht kleine Fältchen festgenäht, da sich die gelegten Falten sonst nicht gehalten hätten. So ein Paar Strümpfe kostete bis zum Kriegsausbruch einen Taler. Der Krieg hat dieser Mode ein Ende gemacht. Der Händler blieb aus, und die Frauen gewöhnten sich an Fabrikware allgemeiner Art, zumal die Röcke

wieder lang getragen wurden und der Strumpf keine Rolle mehr spielte.

Eigenartig, in Oberschlesien nicht wieder vorkommend, ist auch die Tacke. Das Bild auf S. 39 zeigt uns die ursprüngliche Form, die bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts getragen wurde. Sie ist kurz und geht vorn auseinander, so, daß wir das Vormachtüchel und ein Stückchen vom Brusthemdchen sehen können. Sie ist am Rande mit einem lichtroten Tuchstreifen versehen. Die Ärmel haben hellblaue Aufschläge, die oben mit einem grünen Schleifen geschmückt sind. Im Rücken liegt die Tacke bis zur Hälfte des sehr kurzen Taillenschlusses an und springt dann in sechs kurzen Falten aus. Sie ist meist dunkelrot oder lila gefüttert. Im Schönwalder Dialekt heißt sie „Plente“, ein den Schlesiern bekanntes Wort, für das man häufig auch „Blente“ gebrauchte. Z. B. „Da geht sie in ihrer dünnen Plente“ oder: „Du mit deinen leichten Plenten“. Das konnte man oft hören, auch in Oberschlesien, jetzt scheint sich der Ausdruck zu verlieren. Man gebrauchte ihn für leichte Kleider, nicht nur für Tacken. Die Plente wurde nur im Sommer getragen. Für den Winter hatte man den Purpurfrack. Das war eine Tacke von graulila Tuch, das mit roten Fäden durchwebt war. Dr. Doege, dem ich seiner Zeit eine Probe dieses Tuches zeigte, fand die Bezeichnung Purpur dafür richtig. Diese Tacke lief im Rücken in zwei frackartigen Schößen aus. Sie war mit Lammfell gefüttert, so daß ein schmaler Pelzrand wie ein Vorstoß überall an den Rändern zu sehen war. Befestigt war sie mit roten Tuchstreifen und wurde nur von Frauen getragen.

Im Vorstehenden ist die Schönwalder Tracht beschrieben, so wie ich sie vor 1905 noch vorfand. Inzwischen ist sie stark geändert worden. Es geschah dies nach vorangegangener Besprechung aller Frauen untereinander gelegentlich ihrer Kirchenbesuche. Die über 2000 Seelen starke Frauengemeinde hatte lückenlos die Änderung vorgenommen, so daß nach alter Tradition sämtliche Frauen weiter ganz gleich gekleidet gingen. Zuerst legten sie das weiße Kopftuch ab und wählten dafür ein schwarzes, in das sie handbreite Ranten stickten: grün mit kleinen bunten Blümchen (Abb. S. 42).

Wunderbar ist, wie die einst viel geübte Stickkunst, die seit langer Zeit durch Fabrikware verdrängt worden war, plötzlich im Volke wieder erwachte. Einstmals war es Sitte gewesen, auch die



Tuch mit gestickten Kanten

Schmuckbänder zu besticken. Als diese Bänder durch Fabrikware ersetzt wurden, vergaß man die alte Kunst fast völlig; doch als man sie brauchte, war sie wieder da!

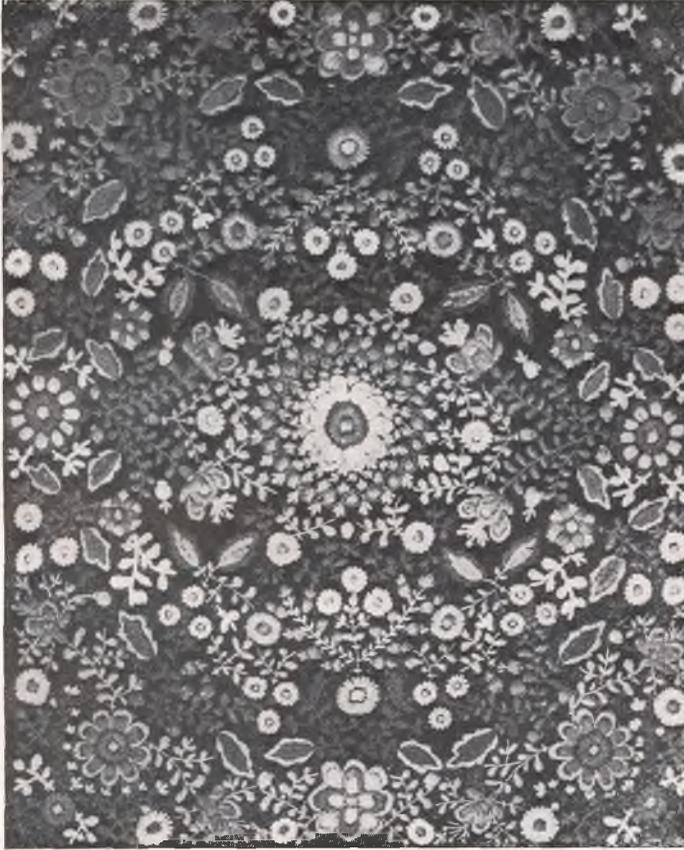
Es ist bekannt, wie reich die deutschen Bauern alles bestickten, was sich besticken ließ, vom Bahrtuch angefangen bis zum Fausthandschuh und Marktkorb. Der Ursprung dieser Kunst ist wohl in den ehemaligen Fronhöfen des Adels und der Frauenklöster zu suchen. Als diese Fronhöfe aufgelassen wurden, erhielt besonders auch das Kunstgewerbe seine Freiheit und fand freudigen Eingang in Bürger- und Bauernkreisen. Hier entwickelte es sich zu hoher Blüte.

Bewundernswert ist es, wie die Bauern, gleichviel ob sie slawisch oder deutsch waren, sich diese Kunst zu eigen machten, so, daß sie als Erbgut heute noch unter ihnen weiter lebt. Nur einer Anregung bedurfte es in Schönwald, um den scheinbar versiegten Quell wieder lebendig werden zu lassen. Wie alle Bauern stickten auch die Schönwalder ihre Muster aus freier Hand ohne Aufzeichnung. Sie ziehen zu diesem Zwecke nur zwei parallele Linien und sticken in den so erhaltenen Raum die selbst gefundenen Muster ein, meist Ornamente aus dem Pflanzenreich, aber auch Kreise, Sterne und Herzen. Letztere waren zur Zeit der hohen Bauernkultur besonders für Brautschürzen beliebt. Sie kamen wie in ganz Deutschland so auch in Schönwald vor. In Schönwald wird der Flachstich allem andern vorgezogen. Die Blumenmuster werden gern nach den Blumen der Flitterkränze gearbeitet (Abb.).

Frau Frieda Kaisig in Gleiwitz hat sich dieser Begabung in Schönwald besonders und mit großem Erfolg angenommen. Unter ihrer Leitung und Anregung ist die „Schönwalder Stickstube“ entstanden, in der wertvolle und beachtenswerte Bauernstickereien ausgeführt werden. Diese Stickereien haben sich bereits auch außerhalb Oberschlesiens einen sehr guten Ruf erworben. Proben dieser Arbeit finden sich auch in den folgenden Abbildungen. Sie reden für sich selbst. Es wäre zu wünschen, daß sich weiteste Kreise lebhafter als bisher für diese deutsche Bauernkunst im Oberschlesierlande interessieren und sie durch regen Ankauf fördern würden! Frau Kaisig ist es jedenfalls zu danken, wenn hier fast vergessenes Gut auch wirtschaftlich ausgenützt wird.



Kind mit gesticktem Häubchen



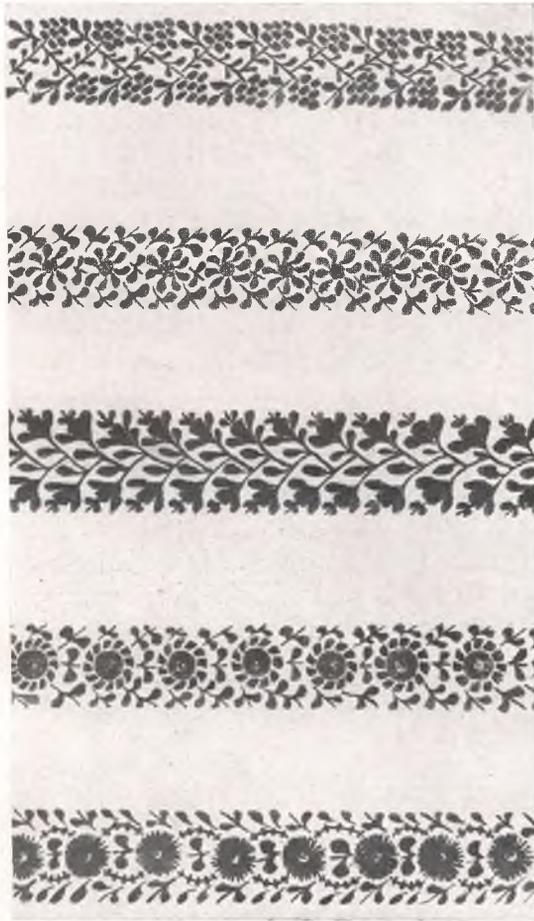
Rissenplatte. Aus der Sammlung der Schönwalder Stickstube.



Kind in gesticktem Kleidchen  
Frau mit Kopftuch



Gestickte Ranten



Gestickte Ranten. Aus der Sammlung der Schönwälder Stickstube

Nächst dem Tuche wurde die Flente geändert. Sie wurde der sechs Falten im Rücken beraubt, unten rund geschnitten und vorn bis zum Halse geschlossen. Ärmel und unterer Rand wurden mit breitem Sammetstreifen besetzt; nach obenhin wurde dieser Sammetstreifen mit glänzender Perlenborte begrenzt. Diese Perlenborten wurden in den siebziger Jahren besonders für Garnierungen von Kleidern, Säcken, Mänteln von der Stadtmode sehr bevorzugt. Hier aufgegeben, wanderten sie in Bauernkreise.

Auch der rote Tuchsaum am Rockrande ist endgültig aufgegeben worden. Das nächste Bild zeigt uns eine Hochzeitsgesellschaft aus wohlhabenden Kreisen. Wir sehen hier noch die alte Tracht im harmonischen Zusammenklang. Im Hintergrunde steht die Braut im getreuen Kostüm, wie es seit etwa 50 Jahren, heute freilich nur noch zu Hochzeitsfesten, getragen wird. Der Rock ist recht lang geworden und hat sich damit von seiner Urform auffallend entfernt. Von dem Brusthemdchen sehen wir nur die weiße Krause, die sonst nicht getragen wird. Die Flente steht offen, den Hals ziert ein Doppelkettchen von feinen Glasperlen. Die Röcke sind hoch unter der Brust gebunden, doch wirkt dies nur bei schlechter Figur unschön, sonst bildet diese Art, sich zu kleiden, die heute so beliebte grade Linie. Der Brautkranz besteht aus feinen Perlensträngen, die in kurzen Schlingen dicht aneinander gereiht werden und mit kleinen, weißen Kunstblümchen durchsetzt sind. Hier wird der auch in Deutschland viel genannte Doppelkranz getragen, der von schöner Wirkung ist. Die Brautjungfern tragen dieselben Kränze in bunter Ausführung. Der Brautkranz ist grün. Frische Myrte ist in Schönwald noch nicht Sitte, höchstens kommt hier und da künstliche Myrte vor; rückwärts hängt von dem Kranz ein breites, wasserblaues Band herab.



Schönwalder Hochzeitsgruppe

Früher trugen Braut und Brautjungfern hohe Brautkronen von vergoldeten Haselnüssen, Glitterblumen, Glasperlen, kleinen Spiegeln, Konfektbeutelchen; selbst kleine, versilberte Äpfelchen waren mit hineingeflochten und viel grüner und roter Bandschmuck. Diese Kronen sahen prächtig aus, aber sie waren auch teuer. Häufig war die Krone ein Geschenk des Bräutigams und der Kränzelsburschen an ihre Mädchen. Heute prangen diese Kronen auf den Hochzeitstafeln; eine für die Braut von Haselnüssen, eine für den Bräutigam von Äpfeln. Es wird ihnen magische Kraft zugeschrieben, und sie dürfen bei keiner Hochzeit fehlen.



Haselnußkrone



Apfelkrone

Statt der Ringe, die vermutlich früher nicht in allen Bauernkreisen heimisch waren, trugen auch die Schönwalder kleine grüne Kränzchen; die Braut heftete eines davon dem Bräutigam an den Rock. Diese Kränzlein wurden dem Priester vor der Trauung übergeben, er segnete sie, legte dem Brautpaar je eines auf den Kopf und sprach einige sinnreiche Worte dazu.

Der Bräutigam feiert seine Hochzeit immer baarhäuptig. Hier auf dem Bilde trägt er seinen Mantel mit dem Strauß geschmückt. Brautjungfern und Brautmutter sind den alten Überlieferungen gemäß gekleidet. Bei der Mutter fällt die prächtige Samtschürze besonders auf. An der Braut läßt sich die Festtracht genau studieren, nur fehlen leider die Farben.

Die Hochzeit wird in Schönwald ganz eigenartig gefeiert. Der Bräutigam holt morgens mit seinen Gästen unter Musik die Braut zum Kirchgang ab. Er findet das Haus verschlossen und muß sich erst die Vorführung einer falschen Braut gefallen lassen, ehe er seine rechte erhält. Ist das endlich geschehen, knien beide zu den Füßen der



Bräut in Festtracht

Eltern nieder und bitten um den Segen. Ein langer Segenspruch erfolgt, dann ordnen sich alle zum Zuge in die Kirche, wobei früher Kinder Lichterbäumchen vor dem Brautpaar hertrugen. Wenn sie aus der Kirche kommen, geht der Bräutigam mit der Musik und seinen Gästen in sein Vaterhaus, die Braut ohne Musik mit ihren Gästen in ihr Vaterhaus. Die Hochzeit wird so völlig gesondert in dem jeweiligen Hochzeitshause gefeiert. Nach dem einfachen häuerlichen Festmal holt der Bräutigam mit seinen Gästen und der Musik die Braut zum Tanz ins Gasthaus ab. Das Abendbrot wird wieder gesondert eingenommen. Um 12 Uhr des ersten Tages muß das Brautpaar sich zurückziehen vom Tanz, wenn es auf gute Sitte hält. Die

Braut geht dann mit dem Bräutigam in sein Haus. Am andern Tage findet die alte Ordnung statt, die Hochzeit wird in beiden Hochzeitshäusern mit den zugehörigen Sippen weiter gefeiert. Früher dauerte die Hochzeit drei Tage, jetzt zwei. Kommen die Gäste nach besonderer Sitte in dem einen oder dem anderen Hause auf einige Zeit zusammen, so sitzen die Geschlechter getrennt von einander. Altes reiches Bauernleben spricht aus diesen Sitten zu uns.

Im nächsten Bilde sehen wir eine Hochzeit im ganz modernen Stil. Die Männer sind durchweg städtisch gekleidet, auch die Haare tragen sie verschnitten nach städtischer Art. Braut und Brautjungfern tragen noch die schöne alte Tracht und Doppelkränze dazu (Bändchen heißen sie in Deutschland).

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch etwas über die Haartracht sagen. Heute tragen alle Schönwalder, ob jung oder alt, einen



Hochzeit in der Jetztzeit



Kußwalzer in alter Tracht

Haarzopf, der über den Rücken fällt und nur aufgesteckt wird, wenn die Frau die Kapuze aufsetzt. Es macht immerhin einen eigenartigen Eindruck, wenn so das ganze Dorf bezopft herumläuft. Früher



Schönwalberinnen mit vierfach geflochtenem Zopf

trugen die Schönwalder zwei Zöpfe, und zwar so, daß ein Zopf dicht über den andern fiel. Sie waren vier und mehrfach geflochten, wie das ja auch in Bürgerkreisen üblich war. Meist zierten grüne, rote, seltener lila Bänder den Zopf. Mädchen, die den Kranz verwirrt hatten, durften nur einen Zopf tragen.

Das folgende Bild zeigt sehr deutlich die Auflösung der alten Tracht. Die Frau trägt bereits die Jacke ziemlich lang und am unteren Rande mit breiten Spitzen besetzt, Spitzen, die aus den achtziger Jahren der Stadtmode stammen. Das eine Schürzenband ist hier gewahrt, aber die Schürze ist weiter als dies bisher üblich war. Und das Kind? — — — Vor zehn Jahren wäre diese Kleidung für das Kind unmöglich gewesen. Da gingen die Kinder genau so gekleidet wie die Alten (Abbild.) Das Dorf machte infolge dieser



Frau mit langer Jacke. Kind in städtischer Kleidung.

Gleichheit, die früher keine Lücke aufwies, einen Herrnhutischen Eindrud.



Kind in alter Tracht

Zum Zerfall der Tracht gehört auch die Annahme der gelben Farbe in Schönwald, die bis dahin verpönt war. Vielleicht in Erinnerung daran, daß sie früher gern von Frauen und Mädchen getragen wurde, die sich verkauften. Heute kommt auch Gelb zu Ehren.

Das ganze Dorf hat sich seit 1905 gewandelt. Aus den einstigen, interessanten Holzhäusern mit dreifenstriger Front haben sich ansehnliche Steinhäuser entwickelt, die nicht so malerisch wirken, die aber von der Zeit gefordert wurden. Die alten Häuser waren, weil sie sehr feucht waren, dem Verfall nahe; häufig wucherte der Pilz unter den

Dielen. Wie nun der Anfang mit dem ersten Steinbau gemacht war, dauerte es nicht lange, bis aus den alten Blockhäuserresten ein Dorf mit Ziegelhäusern erstand. Eine prächtige Kunststraße, die während des Krieges gebaut wurde, ist mit ihrem guten Basaltsteinpflaster einer der schönsten Fortschritte, die die neue Zeit gebracht hat. Früher versank man bei schlechtem Wetter in der Dorfstraße.

So hat die Zeit das einst so einheitliche Dorfleben vielfach gelockert. Die Frauen schreiten heute nicht mehr so gänzlich gleich gekleidet durch die Straße, die das fast eine halbe Meile lange Dorf — Reihendorf — durchschneidet. Zur Arbeit tragen sie fertig gekaufte Leinenschürzen mit Krausen und Taschen, statt des selbstgefertigten Hemdes kaufen sie auch dieses fertig, wie es zu haben ist; sie haben den Stepprock aufgegeben und tragen — Schlüpfer, wie mir ein Schönwalder Mädels heimlich lächelnd sagte. Bis dahin kannten sie Höschen nicht. Die dicken Röcke machten sie entbehrlich. Auch die weiße Trauer haben sie in dem umstürzlerischen Jahre 1905 für immer abgelegt. Bis dahin trugen die Frauen zum Zeichen ihrer Trauer die weißen Tücher und ein handtuchartiges Leinentuch um die Schultern. Mädchen und Kinder trugen grüne Kränze mit weißen Blumen.



Bäuerin und Kinder in Trauerkleidung

Man führt die weiße Trauer auf polnischen oder wendischen Einfluß zurück, doch dürfte dies ein Irrtum sein. Die weiße Trauer war

Jahrhunderte hindurch überall in Deutschland üblich. Sie war bis in unsere Zeit hinein auch in Niederschlesien gebräuchlich. Männer wie Frauen trugen die weiße „Maulbinde“, Frauen auch die Stürze. Diese war ein rechteckiges, weißes Stück Leinwand, das trotz der Maulbinde die untere Gesichtshälfte völlig verbarg und vorn glatt herunterfiel bis zur Taillenlinie; man verbarg dann darunter noch die Hände, so daß von der Trauernden nur die Nasenspitze und die Augen sichtbar blieben. Bornehme Frauen (nur diese) verhüllten ihren Körper völlig in weiße Leinentücher, und diese Sitte dürfte den Anlaß gegeben haben für die Spukgeschichten der weißen Frauen in Schöffern. Als diese Art zu trauern allgemein wurde, bestimmte die Trauerordnung in Württemberg unter Eberhard Ludwig im Jahre 1720 folgendes: „Die Maultücher bei den Männern wie auch die Trauermäntel (diese waren schwarz), sowie die Stürzen bei den Weibern sind gänzlich abbestellt, allein die Schleier (unförmige Leinwandhauben) mit Maulbändern seien gestattet.“ Dem Adel waren die Verhüllungen des ganzen Körpers weiter gestattet. So sah man allerorten noch lange die Trauernden mit den Maulbändern. Diese gingen von den beiden Seiten der großen Hauben aus und wurden so um die untere Gesichtshälfte gelegt, daß nur die Nasenspitze und die Augen frei blieben. Noch heute finden wir hier und da die weiße Trauer in deutschen Landen vor. Als die Schönwalder die weiße Trauer aufgaben (1905), wählten sie dafür die blaue. Dr. Doege, Direktor vom Völkermuseum in Berlin, Abteilung Lipperheide, dem ich dies gelegentlich mitteilte, fand diese Wahl durchaus logisch im Sinne der Entwicklung völkischer Trachten und Sitten.

Den vollen Eindruck der Trauersitte in Schönwald erhalten wir, wenn wir einer Allerseelenfeier beiwohnen, die viele hunderte von Frauen zusammenführt.

Im Dorfe ruht bereits alle laute Arbeit. Dunkel liegt der Friedhof. Gleich einer Hüterin der Toten, die da unter den Blumenhügeln schlafen, steht in seiner Mitte die Kirche. In den Lüften ein leises Rauschen. Nach dem Volksglauben verlassen die Toten heute die Gräber, um mit den Menschen zu beten und zu feiern. Vom Ober- und vom Niederdorfe kommen die Frauen. Alle sind einander gleich, alle sind tiefschwarz gekleidet, die Köpfe aller verhüllt ein schwarzes Tuch. Alle diese Tücher zeigen an ihren Rändern lichtgrüne Ranten. Lila Blümchen sind in die grünen Ranten eingestickt. Sie schim-

mern wie Weilschen und scheinen zu sagen: „Wir trauern mit euch . .“ Und das lebhafteste Grün ruft in die düstere Nacht hinaus: „Wir hoffen mit euch auf ein glorreiches Wiedersehen!“ Den Rosenkranz in den Händen wandeln die Frauen von Grab zu Grab. Lichter flammen auf, heben helle Farben aus dem Schmutz der Gräber. Still ist und voller Frieden; rundum nur das Murmeln der Gebete, die dem Gesflüster ruhig fließender Wasser gleichen. Die Lichter verglimmen, die Blumen welken, ihr sterbender Odem eint sich mit dem süßen Duft der Honigferzen. Ein letztes Gebet, ein letzter, stummer Gruß, eine Träne im Auge hier und dort, die einem frischen Grabe gilt, dann wandern die Frauen zum Ober- und zum Niederdorf; alle sind



Frauen in neuer Trauerkleidung

einander gleich in Tracht, in Haltung und Gebärde. Ganz eigenartig wirkt diese Gemeinsamkeit, die so leicht in unserem Lande nicht wieder zu finden ist.

Wie die Schönwalder zu ihrer Tracht gekommen sind, läßt sich heute nicht mehr ermitteln. Jeder einzelne Teil der Tracht findet sich im Herzen Deutschlands wieder. Auch die Bezeichnungen dafür sind vielfach im deutschen Sprachgebrauche zu finden. Vergessen dürfen wir es nicht: Die Schönwalder trieben Jahrhunderte hindurch das Fuhrmannsgeschäft, das sie in alle Himmelsgegenden führte. Noch im Jahre 1854 fuhr der Schulze Johann Puscher bis nach Triest, um Südfrüchte für ein Handelshaus in Gleiwitz zu holen. Es gab also ständige Fühlung mit anderen Ländern. Schneider und Schneiderinnen ließen sich im Orte nieder und bestimmten die Mode. Und sie sind ja auch heute noch die gleichmachenden Kräfte auf dem Gebiete der Volkstracht.

#### 4. Ratibor und Leobschütz.

Die Ratiborer und Leobschützer Tracht lebt noch in Resten, die auf das ehemals so reiche Blühen der deutschen Volkstracht einen Rückschluß gestatten. Obwohl hier drei Nationalitäten eng beieinander wohnen, Deutsche, Mähren und Polen, ist die Tracht in ihren Grundzügen doch deutsch. Was uns geblieben ist, in Truhen und Museen, zeigt uns, wie die Bauern im Ratiborer und Leobschützer Kreise einen Luxus mit ihren Kledern und besonders den Hauben trieben, den wir uns heute gar nicht vorstellen können. Es wurde zu den Hauben nur echtes Material, Seide, Goldspitze und feinste Leinwand verwendet.

Die Hauben sterben aus. Die kleine, sehr kostbare Sammlung (Abbild.) stammt aus dem Ratiborer Museum. Sie zeigt uns die Hauben in fünf verschiedenen Formen. Besonders hervorzuheben ist die Schnebhenhaube, Nr. 5, und die aus Goldspitzen hergestellte Haube Nr. 7 (von links nach rechts). Zu allen gehört reicher Bandschmuck und das Frauenhäubchen, das entweder von feiner Leinwand angefertigt wird oder von Tüll und immer mit einer Spitze umrandet wird. Das farbige Bild nach S. 60 zeigt eine kostbare Haube, die sogenannte Goldhaube, aus dem Kreise Leobschütz. Der Kopf besteht aus gelber Seide. Den Deckel ziert reiche Hochstickerei aus echten Gold- und Silberfäden. Die kleinen Zweige des Ornamentes sind aus Goldflittern und gelben Seidenfäden hergestellt. Goldspitzen umrahmen den Deckel und Schild der Haube. Zwischen Deckel und Schild ist ein goldgrüner Seidenstreifen eingefügt, den das Stirnband deckt und dessen Enden über den Rücken fallen. Weiße Rosen sind hier in die blaue Seide ingewebt. Ringsum ist die Haube mit echten, handgenähten, seidenen Tüllspitzen umrandet; vorn fallen Bänder von schwerer, weißer Seide herab. Die Spitzen decken die Stirn bis zur Nasenwurzel. Das Frauenhäubchen, das unter diesem Kopfsputz getragen wird, besteht aus feinstem Tüll, ist mit Blumen bestickt und mit handgenähten Spitzen umrandet. Der Spenzer ist von kardinalrotem Seidendamast und



Leobschützer Frau mit Goldhaube und Tuche  
Gemälde von H. Grabowski





Haubensammlung aus dem Ratiborer Museum

schwarz gemustert. Die Tracht wurde bis Ende des 19. Jahrhunderts getragen.

Auf folgendem Bild trägt eine Frau diese Haube; doch sind die Bänder hier von weißer Seide mit eingewebten weißen Rosen. Den Spenzer hat sie aufgegeben und dafür die blaue Sackjacke gewählt,



Goldhaube aus Leobschütz  
(Gemälde von J. Grabowski)

die unserer Zeit angehört. Auch die Haube auf dem weiteren Buntbild zwischen S. 62 u. S. 63 stammt aus dem Leobschützer Kreise. Der Haubenboden besteht aus schwerem, schwarzem Damast und ist mit breitem Pelzwerk aus hellem Kanin umrandet. Breite, schwarze Seidenbänder, vom Genick ausgehend, werden unter dem Kinn gebunden. Die Haube gehört zur Gruppe der Komoden und ist mit



Leobschützer Bäuerin mit Pelzhaube  
Gemälde von H. Grabowski



weichem, warmem Futter versehen. Der Spenzer aus kardinalrotem Seidendamast hat wattierte Keulenärmel und um den herzförmigen Ausschnitt einen Kragen, der mit Fransen besetzt ist. Den Ausschnitt deckt ein buntes, wollenes Brusttuch. Zu dieser Tracht gehört ein weiter Kleiderrock von Wolle oder Seide und eine schwarze Seidenschürze. Der Rock, schwarz oder bunt, ist in dichte Falten gelegt. Nebestehendes Bild bringt eine Tracht aus der Altstadt von Ratibor. Die Haube von feinsten Leinwand ist weiß wie die handgenähten Spitzen. Lange, wasserblaue Seidenbänder fallen über den Rücken sowie über die Brust. Das Busentuch ist weiß mit blumiger Kante. Es wird unter den Armen festgesteckt und fällt dann lose zu beiden Seiten herab. Rock und Schürze sind von schwerer Seide in beliebiger Farbe. Der Rock wird kurz unter der Brust gebunden. Das tiefausgeschnittene Leibchen ist von demselben Stoff wie der Rock. Das Hemdchen hat breite Armelpuffen, die in einer Spitzenkrause enden und den Oberarm bis zur Hälfte decken. Diese Tracht war noch bis Anfang unseres Jahrhunderts üblich.



Tracht der Ratiborer Altstadt

Die Goldhaube der Frau aus Groß-Peterwitz (Abbild.) hat einen geflochtenen Boden und ist mit echter, handgenähter Spitze begrenzt. Der äußere Rand der Spitze ist mit einem Zugsaum versehen, so daß er das Gesicht fest umschließt. Lange Bänder fallen vorn bis zum Rocksaum herab. Der Spenzer hat wattierte Ärmel und, oberhalb

der Taille einen viereckigen Ausschnitt markierend, breiten Fransenschmuck. Rock und Schürze sind, wie der Spenzer, von schwerer Seide.



Bäuerin in reicher Tracht aus Groß-Peterwitz

Die Pelzhaube einer Frau aus der Cofeler Gegend (Abbild.) schmücken breite, schwere Seidenbänder von dunkler Farbe, die vorn über die Brust herabfallen. Unter der einfachen Jacke, die der Neuzeit angehört, trägt sie den Niederrock, der aus beliebigem Stoff von beliebiger Farbe hergestellt wurde.



Bauernfrau mit Pelzhaube  
aus der Cofeler Gegend

Die Mädchen in Bandhaube, beim Tanz mit dem Erntekranz (Abb.) stammen aus der mährischsprechenden Gegend von Boleslau und Barutin westlich der Oder. Die Hauben laufen vorn in einer Spitze aus und sind mit dem Stirnband umgeben, das in langen Enden über den Rücken fällt; es ist, wie all diese Bänder von Seide mit buntdurchwirkten Blumen. Die weiten, langen Wollröcke von beliebiger Farbe sind mit Blenden besetzt. Die Schürzen sind in der Farbe verschieden und werden nur aus Seide gearbeitet. An dem kurzen Brusthemdchen aus weißer Leinwand fallen die Ärmel auf. Sie sind puffig, vielfach eingereiht und haben als Abschluß eine breite, gestickte Krawse. Die bunten Brusttücher werden hinten zusammengeknüpft. Die meist ausgeschnittenen Schuhe passen sich der jeweiligen Mode an.



Mädchen mit Bandhaube links der Oder beim Tanz mit dem Erntekranz



Mädchen aus dem Landkreis Ratibor führen vor dem Reichspräsidenten  
von Hindenburg einen Reigen auf

Das folgende Bild führt zweisprachige Mädchen von der rechten Oberseite aus Sudol beim Erntetanz vor. Sie tragen den breiten Flitterkranz, der den Reiz der anmutigen Gesichter erhöht. Die



Mädchen mit Flitterkränzen (rechts der Oder) beim Erntefanz

Wollröcke sind in dichte Plisseefalten geordnet ohne Befaz. Hemdchen, Brusttuch und Schürzen entsprechen den vorigen.

An dem Bilde der Mädchen mit Erntekrone ist deutlich noch das weiße Hemdchen und das Brusttuch zu sehen.



Mädchen mit Erntekrone in Ratiborer Tracht

Das folgende Bild bietet Mädchen aus dem Kreise Ratibor in langer Jacke mit Spizenabluß über dem Niederrock und darüber das imitierte türkische Tuch. Die Schürzen sind von Seide. Von den Glitterkränzen fällt reicher Bandschmuck im Rücken herab. Der Hintergrund ist eine Birkenlandschaft mit in jener Gegend typischem Bauerngehöft. Es ist mit Schilf gedeckt.



Mädchen aus dem Kreise Ratibor

Die fünf Mädchen aus Markowitz (Abb.) vertreten noch die alte Tracht in einfachster Form. Die Röcke sind dunkel. Steifgestärkte, weiße Unterröcke sollen die einst auch hier getragene Krinoline ersetzen. Viel Sorgfalt wurde dem Hemdchen zugewandt. Die Ärmel reichen fast bis zum Ellenbogen. Sie enden in einer gestickten Krause, die durch mehrfaches Einreihen der Ärmel erzielt wird. Die Schürzen, früher immer hell, werden jetzt auch gern dunkel gewählt. Vielfach wird die Bauernmode in neuerer Zeit durch die verschiedenen Kleidergeschäfte festgelegt. Mit unglaublich grellen Farben und billiger Maschinenstickerei kommen unsere Kaufleute den Bauern entgegen. Wir sehen Schürzen mit großem, grellbuntem Muster.



Fünf Mädchen aus Markowitz

Von dem Brautpaar der nächsten Abbildung hat sich das Mädchen eine solche Schürze aufreden lassen. Die lange Jacke mit Spitzenabschluß, das türkische Tuch und der Doppelkranz bilden die Kleidung, die beim Manne bereits rein städtischen Charakter hat.



Brautpaar aus Ratibor

Die Marienträgerinnen sind mit Myrtenkränzen ausgestattet, die wie kleine Kronen das schlicht gescheitelte Haar schmücken. Ihre mit zwei Krausen besetzten Wollröcke sind dunkel wie ihre Schürzen von Seidendamast.



Marienträgerinnen

In der Neuzeit tritt das Kopftuch stärker hervor. Es ist dies ganz natürlich; es mußte für die Haube, die sich überlebt hatte, Ersatz geschaffen werden. Wie bequem war dieser gefunden in dem lose unter dem Kinn verschlungenen Tuch. Von allerlei Stoff war es für allerlei Zwecke geeignet. Von Seide und anderen guten Stoffen für den Kirchgang, zum Hochzeitsfest usw. Von Kattun wird es bei der Arbeit getragen und leistet besonders bei der Feldarbeit vorzügliche Dienste. Irgend einen besonderen Charakter hat dieses Tuch nicht. Es gehört zu keiner Tracht und findet sich überall in Deutschland in gleicher Weise. Anders ist es dort, wo das Tuch auf besondere Art getragen wird. Da verrät, wie auf Abb. S. 74, die jeweilige Anordnung sofort die Gegend, aus der die Trägerin stammt. So erkannte ich auf den Opperlner Märkten die Ratiborer Frauen an ihrem Kopftuch und konnte feststellen, daß noch vieles im Volke lebt, was längst vergessen

schien. Die Frauen tragen immer noch das Mieder mit den Büllsten und den reichen Faltenrock. Sie haben jetzt erst die Krinoline abgelegt. Diese bestand aus einem groben Leinenrock in den zwei Reifen



Frau mit „Katscher“ Kopftuch

eingezogen waren; der eine im Rocksaum, der andere etwa 30 Zentimeter höher. Dafür werden jetzt 5 bis 6 Röcke getragen, von denen der oberste weiß, mit gestickter Kante, steif gestärkt ist. Das Sonntagsoberkleid ist immer von Seide in beliebiger Farbe, ebenso die Jacke (Abbild.). Die Frau trägt dazu das „Katscher“ Kopftuch. Das Kopftuch wird dreieckig zusammengefaltet und hogenartig tief in die Stirn gelegt. Hinter den Ohren wird je ein Zipfel mehrfach in die Höhe

gedreht und auf dem Wirbel zusammengebunden. Diese Tücher sind immer von Seide und dunkel gehalten, meist schwarz oder braun.

Das Haar flechten die Frauen im Ratiborer und Leobschützer Kreise in zwei Zöpfe, die über den Rücken fallen und unten zusammengebunden werden. Die Schürzen sind von Seide in bunten, aber dunklen Farben. Die Kleidung des Mädchens ist in der Form die gleiche, aber bedeutend einfacher in Stoff und Ausstattung; die Schürze ist von hellem Kattun.

Vielfach werden in Markowitz und den umliegenden Dörfern die Röcke mit Blenden oder Krausen besetzt. Diese Besätze heißen „Stolz“. Viel Krausen oder Blenden, viel „Stolz“ (Reichtum).

Diese Sitte ist auch im Hanauer Ländchen nachweisbar. Dort zeigt die Höhe und Zahl der Rockblenden die Höhe der Mitgift an. In Hessen fand man ähnlichen Brauch. Hier wurde der Reichtum der Trägerin durch die Zahl der dicken Fältchen angedeutet, die man künstlich in die Strümpfe einstrickte. (Rose Julien.)

## 5. Dppeln.

In früheren Zeiten war es besonders der Jahrmarkt, der reichlich Gelegenheit gab zum Studium des Volkes und seiner Gewandung. Frauen und Mädchen, Männer und Burschen kamen in ihren schönen Trachten zu den Märkten: im Armjack über dem braunkarierten Barchenthemde die Roßberger; in kurzer Jacke und Weste die Schönwalder, Leobschüzer und Neisser. Die Anordnung der flachen, weißen Knöpfe an der Weste verriet die Ortszugehörigkeit des Burschen. Es kamen Bauern im Schapselz und der Pudelmütze; auch weiße Wollmäntel sah man hie und da und die leinenen Fuhrmannsmäntel. Man sah die Mädchen der verschiedenen umliegenden Dörfer in ihren kleidsamen Trachten, hatte Muße, sie beim Prüfen und Wählen zu beobachten. Da lockten die fertigen Brusthemdchen in schneeiger Weiße, lagen die Ballen dunkler Tuche, hingen Bänder in bunter Farbenpracht vor den begehrlischen Augen; Perlen und Spitzen, Strümpfe und Schuhe, alles war da, was die Bäuerin für ihren Festputz brauchte. Da kam auch die Ärmste nicht mit leerem Beutel. In der Tasche ihres Rockes hatte sie das Geld, das ihr die Bäuerin zum Jahrmarkt gespendet hatte nach altem Brauch, oder das sie sich vom Buttergelde erspart hatte in der Zeit von St. Georg bis zum Rochustage. Denn die Mägde erhielten früher die Butter zum Vesperbrot in genau abgemessenen Bruchteilen, sie aßen aber das Brot trocken und verkauften die Butter, um sich das Jahrmarktsgeld zu ersparen. Oder die Burschen zogen mit den Mädchen von Stand zu Stand und beschenkten sie, je nach dem Grade ihrer Neigung und der Fülle ihres Geldbeutels.

Aus allen Winkeln des Landes zogen die Leute herbei, deutsch, polnisch, mährisch, böhmisch sprechend, je nach ihrem Grenzlande. Auch



Doppelner Bäuerin mit Spenzer  
Gemälde von H. Grabowski



österreichische Dialekte fehlten nicht. Die heute selten gewordenen Planwagen deckten in Mengen den Platz vor dem Ausspann. War alles Geschäftliche erledigt, Ein- und Verkäufe abgeschlossen, gab man sich dem harmlosen Vergnügen der „guten alten Zeit“ hin. Ringelspiele lockten, Kasperletheater, Tierchaubuden und was sonst den Volksgeist ergözen mochte. Balladensänger schrien furchtbare Schauer-märchen in die Welt und fanden andächtige Zuhörer.

Diese Volkspoesie gab dem Jahrmarkt von „damals“ einen Reiz, den wir heute vergeblich suchen, der aber in dem Wort Jahrmarkt noch immer nachklingt. Wo einst die „Lebzelter“ aus echtem Honig lockten und weithin die Luft mit würzigem Duft erfüllten, sieht man heute Schokoladen und minderwertige Zuckerwaren; statt der farbigen Mädchenkleider: dunkle Röcke und Jacken mit breiten Spitzen besetzt. Auch diese Kleider sind von Seide, und über die Jacken kommt ein Tüchlein, das wohl als Ersatz des einstigen Brusttuches gelten kann. Von schwerer Seide, mit geknüpften Fransen, hängt es lose über dem Rücken, leichte Wellen werfend. Der Faltenwurf wird genau vor dem Spiegel einstudiert. Doch da taucht etwas Leuchtendes auf: der rote, wippende Saum eines Kleiderrockes, eines Zeugen vergangener Zeiten! Ein altes Mütterlein wankt über den Marktplatz; ein großes Umschlagtuch verhüllt ihre Gestalt. Den Kopf trägt sie unbedeckt, und er läßt die alte Oppelner Haartracht erkennen. Zwei Zöpfe sind vom Genick aus dicht über der Stirn kranzartig um den Kopf gelegt. Die Flechten sind mit schwarzem Sammetband umwickelt. Als die Frau an den Buden vorüberging, schüttelte sie, wie mißbilligend, den Kopf. Ich sprach sie an, wies auf die ausgestellten Waren, fragte, ob sie nicht auch Einkäufe machen wolle. Da zuckte es geringschätzend um ihren Mund: „Das is' ja nichts . . . Damals — ja, da war alles anders . . .“ Ein Lächeln seliger Erinnerung ging über ihr Gesicht, als ich sie fragte: „Ihr tragt aber noch den alten Tuchrock von „damals“?“ „Nu ja . . . er is' noch ganz —, da trag ich ihn halt.“ Ich fragte sie, ob sie zu Hause noch alte Sachen habe — sie nickte, und als wir auseinander gingen, wußte ich ihre Wohnung.

So saß ich eines Sonntags im Auszugstübchen der Alten. Sie kramte in ihrer buntbemalten Truhe, brachte allerhand heraus: Hauben und Tücher, die sie nicht mehr trug, grüne Bänder mit eingewebten Myrtensträußen. Liebkosend strichen ihre wellen Finger

darüber hin: „Von meinem Brautrock!“ Sie legte sie sorgfältig weg, holte die Brautschürze hervor — weiß mit kleinen blauen Blümchen und breiter Spitzenkante, dazu grünseidene Bänder mit Myrtenblüten durchweht; dann kam das Nieder zum Vorschein, mit bunten Borten und reicher Stikerei ausgestattet, ein Spenzer mit Keulenärmeln und vergoldeten Schließen. Wehmütig legte sie ihn wieder in die alten Brüche, brachte ein Spahnkästchen hervor und holte daraus ein Päckchen, in Seidenpapier sorgfältig eingewickelt: „Das“, sagte sie feierlich, „das geht mit mir ins Erdelein“. Sie wickelte es auf — ein Herz von braunem Pfefferkuchen kam zum Vorschein. Ein Bildchen darauf: Ein Liebespärchen, Hand in Hand, mit knallroten Wangen und indigoblauen Augen. Darunter das Verslein: „Mit dir in stillen Hütten froh!“ Alles verblaßt, steinhart der Pfefferkuchen. Selig lächelnd blickte die Alte auf die vertrocknete Herrlichkeit: „Das hat er mir geschenkt, als wir das erste Mal zusammen auf dem Jahrmarkt waren!“ Längst erstorbenes Mädchenglück lebte in ihrer Erinnerung auf, klang aus ihrer zitternden Stimme wieder. Sorgsam packte sie alles wieder ein: „Heut is das nicht mehr — heut gehen die Mädels ins Kino und kaufen in Geschäften.“ Sie überließ mir einige von den Myrtenbändern, ein altes Frauenhäubchen, ein Brusttuch, hell mit Rosenmuster, und eine breite Battistschürze. „Es kommen viele vom Theater“, sagte sie, „und wollen kaufen, aber“ — mit wegwerfender Handbewegung — „denen verkauf ich nicht.“ Für das Theaterspiel waren ihr die Sachen zu heilig! Ich zahlte die „Tausender“ (es war in der Inflation), die sie verlangte, gab noch ein Draufgeld für die Enkelkinder und ging.

Auf dem Heimwege traf ich einige der Mädchen „die ins Kino gehen und in Geschäften kaufen“. Sie hatten ihre besten Kleider an, denn es war Sonntag. Braune, faltige Seidenröcke mit schmalem Plissee besetzt, buntblumige Seidenschürzen, welche nach städtischer Mode schmal und kurz waren, seidene Jacken mit breiten Spitzen besetzt und um den Nacken ein Tüchlein, das lose herniederhing, wie vom Kopf herabgeglitten. Es war von schwerer, resedagrüner Seide mit geknüpften Franzen. Das sehr gepflegte Haar war in einen Knoten zusammengedreht und auf dem Hinterkopfe aufgesteckt. Schuhe und Strümpfe waren gleichfalls nach neuester Mode. Sie sahen nett aus die Mädchen, aber ihre Kleidung hielt den Vergleich mit der alten Tracht und ihrer malerischen Wirkung nicht aus.



Duppelner Bäuerin im Nieder (Rückansicht)  
Gemälde von H. Grabowski



Die Oppelner Tracht hat sich bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein erhalten; dann hat sie der heute überall bekannten Bauerntracht Platz gemacht, die sich aus Rock und Jacke zusammensetzt. Kretschmer nannte die alte Oppelner Tracht malerisch und einfach. Er zählte sie ohne Bedenken zu den deutschen Trachten. Wenn sie echt war, gehörten immer rote Strümpfe und ausgeschnittene Schuhe dazu. Von den vier bis fünf sehr weiten Unterböden war der oberste immer ein roter Friesrock mit grüner Ausstattung, wie er in fast allen deutschen Bauernkreisen zu finden ist. Über diesen Rock zog man ein Kleid von schwerem, mittelblauem Wollenstoff. In dichtgebrannten Falten war es an ein glattes Leibchen genäht. Am untersten Saume zeigte es einen rotwollenen Borstoh, darüber kam ein breites, hellblaues Seidenband mit eingewebtem Rosenmuster von gleicher Farbe. Das Oberhemdchen umschloß eng den Hals und hatte halblange, puffyge Ärmel mit einem Spitzenrande. Das tief ausgeschnittene Mieder war umsäumt mit lichtgrün und lichtrosa gestreifter Seidenborte und mit reicher, bunter Flachstickerei bedeckt (siehe Farbbild nach S. 78).

Wir sind es gewöhnt, diese Stickkunst heute als südslavisches Erbgut anzusprechen, weil sie in jenen Ländern noch in voller Blüte steht. Ich habe bereits an anderer Stelle ausführlich darüber gesprochen und hoffe den Beweis dafür erbracht zu haben, daß sie einst in Deutschland in allen Bauernkreisen sehr verbreitet war.

Die Schürzen waren von weißem Battist, breit verziert mit englischer Lochstickerei. Neben den weißen wurden auch zarte, bunte Battistschürzen gewählt, die immer ungarniert blieben. Der Bandschmuck war sparsam. Er wurde wie ein Gürtel um die Schürze gelegt und fiel entweder vorn oder rückwärts glatt herab. Vielfach trug die Bäuerin auch eine Schürze aus hellem Wollenstoff mit buntem Rosenmuster; dazu gehörte schmales, rotwollenes, sogenanntes rheinisches Band (s. Vorsatzbild). Zu der Tracht gehörten ausgeschnittene, schwarze Sammettschuhe und rote Strümpfe. Das Haar wurde in zwei Zöpfen franzartig so dicht um den Kopf gelegt, daß es die Stirn scharf begrenzte. Den Hals schmückten Korallen, eng und vielreihig, die mit einer kurzen Schleife oder einer Schließe im Nacken festgemacht wurden. Außerdem gehörte immer das Taillentuch dazu, das entweder lose über dem Mieder oder festgeknüpft unter dem Spenzer

getragen wurde. Es war von feiner Wolle in beliebiger Farbe mit bunten Kanten und Fransen.

Zum Schutz gegen schlechtes Wetter zog man den Spenzer mit den riesigen Keulenärmeln an (s. Buntbild nach S. 76). Er war meist von dunkelblauem Tuch. Den Ansatz des Schößchens deckte ein Gürtel, der mit Schmudschließen versehen ist. Neben dem Spenzer trug man auch große Umschlagtücher. Bevorzugt wurden die türkischen Tücher, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Städterinnen viel getragen wurden und von da in die Bauernkreise übergingen. In der Abstimmungszeit wurden diese Tücher sowie die wollenen Brusttücher von den Engländern und Franzosen aufgekauft.

Die Braut wählte für den Besatz ihrer Kleider grüne Borten mit eingewebten weißen Rosen. Auch das Nieder war in gleicher Weise ausgestattet. Die Bänder wurden in allen Breiten für die Bauernkleider gewebt und bildeten einen besonderen Zweig der Industrie. Heute noch sind sie in den Truhen der Bauern zu finden. Die Braut trug vielfach auch ein grünes Umschlagtuch, das später nur zum Kirchgang und zu festlichen Gelegenheiten benutzt wurde. Erst wenn es unansehnlich geworden war, kam es auch für den Alltag in Gebrauch.

Flitterkränze waren ursprünglich sowohl das Ehrenzeichen der Braut als auch der Kränzelmädchen. Heute zieht die Braut den Myrtenkranz vor, und nur die Kränzelmädchen sind bei den Flitterkränzen geblieben, die diademartig gewunden werden.

Die Burschen trugen früher flache, mit einem hellblauen Bande geschmückte Schäferhüte und Flittersträuße mit langen Seidenbändern am Rock oder am Hute; eine weiße Schleife am Halse des Burschen deutete den ledigen Stand an.

Der flache, weiße Schäferhut (Fitz) gehört jetzt der Vergessenheit an. Auch der Bräutigam trug früher den Flitterstrauß am Rock; später, als die Myrte zum Brautkranz üblich wurde, steckte er ein frisches Myrtensträußlein mit langen, grünen Seidenbändern an, was er noch heutzutage tut. An die alte Tracht der Männer erinnert der Schafpelz, der an Markttagen noch zu sehen ist. Sonst ist so ziemlich alles verschwunden, was einst im Volksleben reizvoll in Erscheinung trat und auf Straßen und Gassen farbenfrohe, bunte Bilder schuf. Nur hie und da in der Umgegend Oppelns finden sich in den

Kolonien noch Reste jener Trachten, welche die deutschen Kolonisten im 18. Jahrhundert mit ins Land brachten; darunter radförmige Goldhauben. Früher trug die Bäuerin diese Goldhaube zum Kirchgang und bei festlichen Gelegenheiten. Auch Kappen von weißer Leinwand wurden sichtbar. Sie waren in Längslinien mit bunter Stickerei, oft auch mit kleinen bunten Rüschen ausgestattet. Die dadurch entstandenen leeren Flächen wurden mit Schleifchen und Glittersternen benäht. Ein weißes, steifgestärktes, mit Lochstickerei versehenes Stirnband wurde um die Kappe gelegt und im Nacken zur kurzen Schleife geknüpft.

In den ganz abgelegenen einsamen Waldkolonien hatte sich die Tracht bis in die Kriegszeit hinein erhalten. Die englischen Besatzungstruppen kauften auch hier die Leinenhäubchen auf, die weniger wertvoll als hübsch und originell waren. Eine Haube, die auch in schlichten Bürgerkreisen gern getragen wurde, zeigt das folgende Bild. Das Material ist feinstes, weißes Tüll. Die obere Hälfte des Kopfes ist reich geschmückt mit Rüschen und Blümchen, der untere Teil der Haube fällt fächerartig wie ein Schleier herab. Zwei Rosetten sind über den Ohren angebracht. Bandschleifen reichen von der Mitte der Haube bis zum Taillenschluß herab. An dem Hemdchen sehen wir die Ärmel wie in der Ratiborer Gegend. Der Rock ist mit einem Sammetstreifen und mit Ligen besetzt, was schon als Neuerung anzusehen ist. Die Schürze ist aus feinem Wollenstoff. Das rechte Bild läßt uns die Vorderansicht der Haube sehen, die mit schmalen Tüllrüschen umrandet und mit Tüllband geschlossen ist. Sie war einst sehr begehrt, besonders von alten Mütterchen, deren durchfurchtes Gesicht lieb und freundlich aus der Haube schaute.

Die Haube wurde bis tief in die siebziger Jahre hinein im Landkreis Oppeln getragen. Manche Frau hatte wohl ein halbes Duzend solcher Hauben und mehr. Die Farbe der Schleife richtete sich nach dem Alter der Trägerin. Eine Haubenwäscherin hatte damals ihr gutes Auskommen. Sie ernährte mit ihrer mühsamen Arbeit oft die ganze Familie. Auch in Krappitz wurden die Hauben gern getragen, wie sich überhaupt in dortiger Gegend die Tracht lange erhalten hat.

Eine nette einfache Haube aus Tuch, auch aus Sammet und besticktem Leinen, zeigt die Frau des Bildes auf S. 83. Die Haube ist mit guten Spitzen umrandet; breite Schmudbänder fallen frei



Rückenansicht



Vorderansicht.

Tüllhaube. Ratiborer Museum

herab. Neuerdings ist diese Form für Kinderhäubchen beliebt. Sie ist praktisch und auch kleidsam. Doch wird sie tiefer in die Stirn gesetzt. Der einfache Spenzer zeigt nur wenig Garnitur. Einfachheit ist ein Merkmal der Opperlner Tracht.



Einfache Haube und Spenzer  
(Kafiborer Museum)



Bauer aus der Groß-Strehliger Gegend

Phot.: A. Jüffner.



Neisser Bäuerin mit Spizenhaube (Kirchentracht)  
Gemälde von H. Grabowski



## 6. Meisse.

Unter den oberschlesischen Trachten ist die Meisser Tracht die reichste und üppigste. Hier strahlt alles von Seide, Brokat, Gold- und Silberspitzen. Für Festkleider wurde bis in die neueste Zeit hinein nur Seide verarbeitet. An bestimmte Farben war die Tracht nicht gebunden. Man wählte zarte Töne in blau, lila, rosa oder auch sandgelb für Rock und Spenzer, häufig mit eingewebtem Blumenmuster in gleicher oder abstechender Farbe.

Der Rock war sehr weit und lang, so daß von den Schuhen nichts zu sehen war. Er war durchweg mit leichtem Futter versehen und erhielt dann keine weitere Schutzkante. In Taillenweite wurde er in dicke, gebrannte Falten gelegt und an ein einfaches Leibchen genäht, dem nur die Aufgabe zufiel, den Rock zu tragen. Es war meist von Wollstoff und nur selten besetzt, manchmal jedoch mit Goldspitzen umsäumt. In halber Bodenhöhe erhielt der Rock häufig eine Garnitur von genähtem Seidenband, das verschiedene Muster zeigte. Vorn hatte der Rock den schon oft besprochenen Einsatz, hier von geringerem Stoff.

Dem Spenzer wurde die größte Sorgfalt gewidmet. Wir finden daran wahrhaft künstlerische Nadelarbeit: Säumchen, Fältchen und Aufnäharbeit in den verschiedensten Mustern. Die Abbildungen zeigen einen solchen Spenzer in Vorder- und Rückansicht. Er ist herzförmig ausgeschnitten. Ein Kragen, im Rücken eckig, vorn spitz zulaufend, umgibt den Ausschnitt. Der Spenzer ist mit feinen Steppmustern und Fransen ausgestattet. Am unteren Rande hat er ein Schößchen aus Doppelfalten erhalten, die aus dem gleichen Stoff hergestellt wurden wie der Spenzer. Ein Gürtel deckt die Ansaht.



Vorderansicht



Rückenansicht

Spitzer aus dem Neisser Museum

Er wird durch eine goldene Schließe zusammengehalten; eine kleinere Goldschließe im Rücken dient nur dem Schmuck. Der Halsausschnitt des Spencers läßt das seidene Tuch sehen, das immer in abstechender Farbe getragen wird. Die großen Keulen- oder Schinkenärmel sind vom halben Unterarm ab in Steppsäumchen gelegt, die den Armel unten verengen. Ärmel und Taille sind mit starkem Barchentfutter versehen.



Brautschürze. (Meißner Museum)

Die Schürzen sind weit, immer von Seide oder feinen, weißen Stoffen. In Seide werden abstechende, helle Farben gewählt. In Mull, noch häufiger Tüll, finden wir sie reichgestickt in geradezu wunderbarer Ausführung. Wir haben hier mit großer Sorgfalt ausgeführte Aufnäharbeit vor uns, wie sie auch in Mähren zu finden ist. Diese Kunst des Volkes gibt vielen Heimarbeitern ein zwar mühsames, aber sicheres Brot. Für die Spitzenfabrik in Meisse sind viele Bauernhände in Meisse und Umgegend seit vielen Jahren unermüdetlich tätig.

Im allgemeinen ist in der Meißner Gegend ein wohlhabender Bauernstand zu finden, worauf ja auch schon die reiche Tracht schließen läßt. Der größte Luxus wurde mit den Hauben getrieben. Sie gehörten zur Tracht und waren unter der Bezeichnung „Meißner Hauben“ weit und breit bekannt. Unter den vielen Formen waren die Goldhauben besonders kostbar. Sie wurden aus Goldbrokat hergestellt, der Haubendeckel mit reicher, echter Goldstickerei bedeckt. Die Muster dieser Hochstickerei stammten aus der Pflanzenwelt. In den



Haube aus Goldbrokat. (Meißner Museum)

bekannten Blumen- und Blattornamenten der Bauernstickerei ausgeführt füllten sie den ganzen Deckel aus. Alle Nähte wurden mit echten Goldspitzen begrenzt. Der Außenrand der Haube erhielt entweder einen feinen Spitzenabschluß, wie auf Abb., oder er wurde durch das „Stirnband“ verdeckt. Im ersteren Falle waren die Spitzen auf Draht gezogen, so daß sie die Haube wie einen Schild umgaben, und dann fielen zwei breite Schmuckbänder vom Genick aus über den Rücken. Im anderen Falle wurde das Stirnband so um den Rand der Haube gelegt, wie wir es an der Leobschüzer Tracht (Abb.) sehen. Eine sehr kleidsame Haube bringt das farbige Bild nach S. 84. Sie ist ganz aus echten Spitzen hergestellt. Eine kleine Schnebbe fällt leicht in die Stirn. Zwei Haubenbänder von Tüll, reich gestickt, fallen bis zum Taillenschluß herab. Der Spenzer und der Rock sind hier von hellblauem Seidendamast mit weißem Rosenmuster. Das seidene Halstuch ist dunkelrot, die Schürze rosa.

Einfachere Hauben zeigt das folgende Bild. Die Mädchen tragen das puffärmelige Hemdchen, darüber ein Brusttuch und die einfache, aber kleidsame Haube, die sich vielfach auch im Ratiborer und Leobschüzer Kreise findet. Großer Beliebtheit erfreuten sich in Meisse die Barthauben. Sie wurden einst in Schlessien besonders gern getragen, kamen in Oberschlessien aber über das Meissegebiet nicht hinaus. Diese sehr feine Spitzenhaube ist in weiß und schwarz zu finden. Seite 91 zeigt ein Mädchen in der üblichen Rockmiedertracht, die nur die Mädchen trugen. Das Leibchen geht hoch hinauf und ist mit hellblauem Bande umsäumt. Die Haube von feinsten Spitzenstickerei zeigt einen breiten Spitzenrand. Sie wird unter dem Kinn mit weißem Seidenband geschlossen. Zwei Spitzenstreifen gehen vom Hinterkopfe aus rechts und links an den Wangen herunter und werden über der Brust mit weißen Seidenschleifen geschlossen. Sie bilden den „Bart“. An den schwarzen Tüllhauben, die besonders von älteren Frauen getragen wurden, ist der Bart oft von erstaunlicher Breite.

Eine besondere Haubenform bilden die *K o m m o d e n*. Sie werden nur im Winter getragen und kommen heute noch vor (siehe Buntbild nach S. 92). Der Kopf ist von schwarzem Sammet mit echter Goldstickerei geziert; der Rand mit Pelzwerk umgeben. Gern wird Bisam genommen, aber auch andere Pelzarten sind nicht ausgeschlossen. Reicher



Mädchen in einfacher Haube



Mädchen mit Barkhaube und hohem Nieder  
(Zeichnung von S. Grabowski)

Bandschmuck gehört zu diesen Hauben. An der hier abgebildeten sind die Bänder dunkelmodfarbig mit helleren, eingewebten Blumen. Woher der Name Kommode stammt, ist dem Volke unbekannt. Da der Ursprung dieser Hauben (nach Weinhold) in Frankreich zu suchen ist, dürfte der Name wohl von dem Worte commode = bequem, herzu-leiten sein. Angenehm und warm sind diese Hauben jedenfalls, die sich ähnlich in Schönwald wiederfinden. Sie sind immer warm ge-füttert. Kommoden sind im Reisser Kreise heute noch vielfach anzu-treffen. Sie werden auch in sorgsamster Weise verwahrt und zwar in Spahnschachteln, die mottensicher sind.

Der Spenzer den die Abbildung zeigt, ist von schwerer blaßlila Seide mit handgestickten, bunten Blumen und mit Lizen verziert.

Im Neisser Museum ist eine schöne Sammlung solcher Spenzer, Hauben und Tüllstickereien aufgestellt, die das Auge des Kenners entzücken. Besonders erwähnenswert ist die sogenannte Silberhaube. Sie ist aus schwarzem Sammet hergestellt und über und über mit echten Silberspitzen und Silberstickereien bedeckt. Das Silber hat sich merkwürdig gut erhalten und ist von reizvoller Wirkung.

Die reiche Kleiderpracht vergangener Zeiten war in erster Linie Kirchentracht. Es war ein festlicher Anblick, die Bäuerinnen in ihrem Putz auf dem Kirchgang zu sehen. Die Hauben flimmerten in der Sonne wie mit goldenen Sternen besät, die Bänder, in allen Farben schimmernd, fielen reich über den seidenen Rock und Spenzer; das in Leder gebundene Gebetbuch zeigte oft recht kostbare Gold- und Silberbeschläge. Den Rosenkranz und das Spizentüchlein in der Hand wandelten die Frauen in sichtbarer Freude an ihrer kostbaren Gewandung in langsamen Schritten stolz und würdevoll dahin. Sie trugen und trugen noch sehr viele Unterröcke, die beim Gehen auf- und niederwippen und eine Krinoline vortäuschen, die früher vielfach auch getragen wurde. Von all der Pracht ist für unsere Zeit wenig geblieben. Wir sehen heute die Frauen in Wollkleidern, meist braun, über die Straßen gehen. Statt des künstlerisch gearbeiteten Spenzers tragen sie die Jacke, deren Schnitt überall derselbe ist. Sie ist einmal länger, ein andermal kürzer, hier mit schwarzen, dort mit weißen oder bunten Spitzen besetzt; aber immer ist sie sehr einfach gearbeitet. Große Umschlagtücher haben sich allgemein eingefunden und werden überall in gleicher Weise getragen. Statt der einst so kostbaren Hauben werden als Kopfbedeckung gern Tücher genommen, die für den Kirchgang von schwerer, schwarzer Seide gewählt werden. Sonst sieht man schwarze Wolltücher mit einer Kante von Maschinenstickerei und mit Fransen umrandet. Auch taucht hie und da noch ein altes Mütterchen im einfachen, weißen Spizenhäubchen auf, das mit Rüschen umrandet ist und dem Gesicht einen freundlichen Rahmen gibt.

Von der Männertracht ist nicht viel zu sagen. Sie ist heute allgemein städtisch. Im Neisser Museum läßt sich an alten Bildern feststellen, wie eigenartig auch die Neisser Männertracht einst war. Auf dem Lande wurde noch vor etwa 40 Jahren Leinwandkleidung bevorzugt. Selbstgefertigtes, rohes Leinen wurde dafür verarbeitet.



Reisser Bäuerin mit Pelzhaube und Spenzer  
Gemälde von H. Grabowski



Ein alter Dachdeckermeister aus Arnoldsdorf erzählte mir: „Damals waren besonders die reichen Männer stolz auf ihre Leinentracht, die aus einer weiten Hose und kurzen Jacke bestand“. Sie wurde auch zur Hochzeit getragen. Neben der reichgeschmückten Braut ging der Bräutigam im Leinenanzug zum Traualtar. Zum Festanzug gehörte ein weißes Hemd mit Umlegekragen und ein buntes „Seidentüchel“. In den Spinnstuben wurde viel das Lied gesungen: „Keiner ist so hoch gestiegen als der edle Bauernstand . . .“. Man fügte dann gern einen Vers ein, der darauf anspielte, wie viel reicher die Frauentracht sei als die Kleidung der Männer, und sagt: „Wann bekomme ich meine seidenen Leinwandhosen?“. Dieser Vers ist den Bauern heute noch wohlbekannt.

Einige alte, sogar sehr alte Gebräuche haben sich doch noch in einzelnen Dörfern erhalten, freilich mehr auf Zuckmantel zu, aber doch noch auf deutschem Gebiet. Längs des Gebirges wird nach dem Erntefeste die Haferbraut gefeiert. Dieses Fest gleicht fast einem Faschingszuge. Beteiligt sind nur die Männer. Am Sonntag nach dem Erntefeste beginnt es im Dorfe unruhig zu werden; auch der Fremde merkt, daß „etwas los“ ist. Lannen- und Eichengewinde werden massenhaft durchs Dorf getragen und im Ortsgasthaus aufbewahrt. Nach dem Hochamt, wenn die Dorfleute überall Mittag gehalten haben, sammeln sich die Burschen im Gasthause. Merkwürdige Gestalten lassen sich flüchtig sehen. Maskierte Musiker in vorstintlichem Trac von grünem, gelbem, rotem Zeuge huschen sekundenlang über die Straße, ein Bär trollt vorüber, dann ist alles wieder verschwunden. Auf dem Schimmel des Dominiums, der reich bekränzt ist, reitet ein Mann der Sicherheit ins Gasthaus. Wenn wir es nicht zufällig wüßten, würden wir in dem schmuken Schuzmann nicht den Kutscher vom Dominium erkennen. Die Straßeneden füllen sich mit Neugierigen. Bauerntracht erkennt man bei dieser Gelegenheit nur an den alten Frauen; sie können sich nicht trennen von ihren einstigen Hochzeitskleidern. Die Jugend aber ist durchweg kniefrei gekleidet. Nur ganz arme Kinder sieht man in Kleidern mit Jacken von einfachen Stoffen. Nicht unerwähnt bleibe, daß die älteren Frauen sich über die Jugend lustig machen. Plötzlich lassen sich ein paar Töne dörflicher Blechmusik hören, und der Ruf: sie kommen! pflanzt sich von Mund zu Mund fort. Ein Hochzeitsmarsch ertönt und ein seltsamer Zug naht heran. Voran der Schuzmann auf dem Schimmel, der

Mühe hat, sein lebhaftes Pferdchen zu zügeln. Dann kommen drei Vorreiter mit Eichenlaub bekränzt; der mittlere schwenkt eine mächtige Fahne. Hinter ihnen erscheint der Brautwagen: Ein mit Strohkranzen geschmückter Mistwagen, in dem das Brautpar sitzt. Der Bräutigam trägt Strauß und Band. Die Braut im weißen, kniefreien Kleide, ist tief verschleiert; ein Kranz von Haferähren liegt ihr im Haar. Da auch im Dorfe der Bublikopf schon Einzug gehalten hatte, fällt er bei der Braut nicht weiter auf. An den Brautwagen hinten angebunden ist ein ganz niedriges Kinderwägelchen, in welchem die Schwiegereltern der Braut untergebracht sind. Sie zeigen sich als zwei alte, in phantastische Lumpen gekleidete Leute mit der Schnapsflasche im Arm, die ständig miteinander keifen; ihre Gesichter sind verlarvt. Der Brautwagen wird von Kühen gezogen. (Eigentlich müssen es Ochsen sein, aber man nimmt es nicht so genau.) Gleich hinter dem seltsamen Gefährt, dem die Hochzeitsmusikanten voranschreiten, folgt der Haferstrohmann: Ein Bursche, so in Haferstroh gehüllt, daß nur der Zipfel seiner blauen Mütze hervorschaut. Ihm folgt der Doktorwagen mit dem Wunderdoktor und seinem Gehilfen. Arzneiflaschen, Salben, und was sonst so ein Doktor braucht, hat er bei sich. Denn der Braut wird auf der langen Fahrt öfter übel, sie wird ohnmächtig, er muß sie zur Ader lassen, kurz, er wird häufig gebraucht. Nun kommt das wunderliche Gefolge. Teufel mit verrückten Gesichtern, Spaßmacher, die ja auf keiner Bauernhochzeit fehlen dürfen, Esel, Bären und allerhand andere Tiere mit Köpfen aus Papiermasse, verlotterte Musikanten in wunderlichen Kostümen. Ein flach auf der Erde liegendes Rad wird von einem Pferde gezogen. Ein Mann und ein Weib führen darauf unter lautem Tuscheln und Schreien Kämpfe auf. Er ist ganz wunderbar herausstaffiert; sie trägt ein altmodisches rosa Rattunkleid und einen Schäferhut mit Rosen. Auf Rädern, zu Pferde und zu Fuß begleitet ein großes Gefolge den Erntezug mit lautem Peitschenknallen und wildem Lärm. Alle Teilnehmer sind verlarvt, verrückt, kurz: unkenntlich gemacht. Unterwegs wird der Zug oft angehalten durch wilde Männer, die mit Hebebäumen den Weg versperren und anderen Scherz treiben; dabei wird auch Geld gesammelt. Ist die Haferbraut durch das Dorf geführt worden, kehrt alles zurück ins Gasthaus. Unter Scherzen wird die Braut entkleidet, der Kranz wird ihr aus dem Haar genommen und die ganze Maskerade löst sich auf. Ein schmucker Bursch

kommt zum Vorschein. Jetzt haben auch die Mädchen Zutritt, der Tanz beginnt und dauert bis zum Morgen.

Dieser seltsame Brauch, der in vielen deutschen Gegenden zu Hause ist, wird auf alte heidnische Zeit zurückgeführt. Die Maskerade soll nach Dr. Rud. Drescher eine Verspottung der bösen Mächte bedeuten, welche nun nach der Ernte den Feldfrüchten nicht mehr Schaden können.

## 7. Pleß.

Zu den noch lebenden Trachten in Oberschlesien gehört auch die Pleßer, die uns durch die Losreißung dieses Gebietes heute leider verloren gegangen ist. Sie zeichnet sich besonders aus durch malerische Einfachheit und völlige Gleichheit überall da, wo sie vorkommt. Sie war nicht auf eine einzelne Gemeinde beschränkt, sondern im ganzen Landkreise Pleß zu finden; wo man sie darüber hinaus noch sah, war sie nicht mehr rein. Auch sie gehört zu der Gruppe der deutschen Rockmiedertrachten. Jedoch trugen die Pleßer Bauern sie auch zur Arbeit.



Mädchen in alter Tracht

Ich habe leider nur wenige Abbildungen aus diesem Kreise, was umsomehr zu bedauern ist, als schon vor dem Kriege die Tracht verändert wurde.

Das Bild zeigt ein junges Bauernmädchen. Vielleicht die Tochter eines Hegers, der in einer Holzhütte tief im Walde wohnt. So arm die Leute sein mögen, ihre Kleidung ist immer nett und der „Mode“ entsprechend. Solche Mädchen mit den Namen Biki, Anka, Marinna, gingen in unserm Hause aus und ein, sei es, daß sie bei uns dienten, oder nur zur Muthilfe kamen — zum Kartoffelhacken, zum Federnschleifen — immer erschienen sie in ihrer kleidsamen Tracht, tadellos

sauber, was ich hier besonders hervorheben will, da man häufig gegenteilige, irrige Meinungen hört.

Bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfuhr die Tracht kleine Veränderungen; so tragen die Mädchen jetzt auch hohe Schnürschuhe und die Strümpfe in beliebigen Farben. Früher waren die Schuhe ausgeschnitten und mit kleinen Schleifchen geziert, die Strümpfe waren immer weiß oder rot. Das Hemd bestand aus den zwei üblichen Teilen. Das untere Hemd war, wie in Schönwald, nur ein Sack; von armen Leuten wurde dazu oft ein Kaffee- oder Salzsack verwendet, der aber mit zwei breiten Trägern über der Achsel versehen wurde. Späßhaft war es, wenn die Frauen beim Regenwetter ihre Röcke einfach über den Kopf nahmen und das Sackhemd irgend eine aufgedruckte Firma zeigte. Über diesen Sack kam das Oberhemdchen, das auf dem Bilde zu sehen ist. Es war immer von feinem weißem Stoff, am Halse faltig, in ein Bündchen gefaßt, die Ärmel puffig und kurz, häufig bis zum Ellenbogen reichend. Immer schlossen sie mit einer gestickten oder einer spizenbesetzten Krause ab. Halsbündchen, Achseln und Ärmelbündchen wurden meistens mit innigfeiner roter Kreuzstickerei versehen, die Schürzen dagegen mit Weißstickerei (englischer Lochstickerei). Die Bauern zeigten auch hier eine besondere Begabung für die Stickkunst. In der niederen Haustür oder beim Schein des hellen Herdfeuers habe ich sie oft sehen können, wie sie emsig ihre Hemdchen, die weißen Haubentücher und Schürzen bestickten. Sie brauchten zu ihrer Arbeit nicht viel Licht, sie stickten alles aus einem sicheren Gefühl heraus ohne Vorzeichnung. Das Hemdchen des vorigen Bildes hat auch längs der Taille vorn einen gestickten Streifen; diese Art ist neu. Auffallend ist der tiefe Niederauschnitt. Je näher man der Stadt Pleß kommt, desto tiefer wird er. Auf dem Bilde ist er besonders tief, also stammt das Mädchen wahrscheinlich aus Kobler.

Das Nieder besteht aus dunkelblauem Tuch wie der Rock und wird mit einem hellblauen Bande besetzt; doch nehmen die Bauern auch gern Brokat dazu, der reich bestickt und neuerdings auch mit festgewebter Goldborte umsäumt wird. Die Frauen nähen es meist selbst. In reichen Gemeinden aber haben sie ihre Schneiderinnen dafür. Es wird mit starker Sackleinwand gefüttert, bleibt vorn offen und ohne Schößchen. In seltenen Fällen wird es an den Tuchrock

festgenäht. Der immer dunkelblaue Tuchrock ist, wie alle zu dieser Trachtengruppe gehörigen Röcke, in tiefe, dichte Falten gelegt und



Bäuerinnen aus der Plesser Gegend

am unteren Rande mit einem hellblauen, handbreiten Bande geschmückt. Von innen ist er mit einem roten Belag gesteißt. Eine breite weiße oder bunte, neuerdings auch seidene Schürze ist unerlässlich. Sie deckt den Einsatz, den auch diese Kleider haben und der hier meist von billigen Stoffen genommen wird. Die Schürze ist mit Schmuckbändern geschlossen, die vorn herabfallen. Ein breites seidenes Band fällt über den Rücken von den Korallen herab, die vielreihig den Hals umschließen. Korallen sind der heiße Wunsch jedes jungen Mädchens jener Gegend: Echte Korallen, seidene Bänder und schöne Schürzen!

Für diese begehrten Schmuckstücke hat schon manch' junger Bursch sein Leben gewagt im Schmuggel nach Polen hinüber, oder er hat in anstrengender Doppelschicht in der Grube das Geld dafür erworben.

Auch die Plesser „Mädel“ tragen Hüftenpolster, aber nicht von Stoff. Sie nehmen dafür abgekörnte Maiskolben, die sie der Länge nach durchstechen und auf einem Bindfaden aufreihen. Sie und da schminken sie sich auch mit dem Saft von roten Rüben. Sie tragen nur wenige Unterröcke, sodaß ihre Tracht schlank wirkt. Jacken zum Schutz gegen rauhes Wetter gehören nicht zu der Plesser Tracht; dafür gibt es große, wollene Umschlagtücher, die über den Kopf genommen werden, wenn es regnet. Türkische Tücher sah ich nie.

Die Frauen tragen dieselbe Tracht wie die Mädchen, neuerdings schon vielfach die Tacke, wie wir sie auf dem folgenden Bild vor uns haben. Sie ist eine einfache Kattunjacke, wie sie bei fast allen Trachtenträgern den Übergang zu neuer Tracht vermittelt. Perlen fehlen



Frau mit weißem Kopftuch und Jacke

nie, sie sind förmlich verwachsen mit den Frauen, weil immer ein wenig Aberglauben daran hängt.

Die Frau, die vor ihrem Blockhäuschen sitzt, trägt das sehr kleidsame weiße Tuch das auf deutschen Ursprung zurückzuführen ist. Es ist ringsum mit Lochstickerei versehen, wird in ein Dreieck zusammengelegt und kappenartig gebunden, so daß die Zipfel fächerartig über den Rücken fallen. Die Frauen sticken diese Tücher meist selbst; doch gibt es auch Stickerinnen, die sie auf Bestellung arbeiten. Solch ein Tuch kostete vor dem Kriege (in Kobier) drei Mark. Unter diesem Tuch trägt die Frau das glatt anliegende Leinenhäubchen, dessen Spitzenkante auf dem Bilde sichtbar ist. Sie hat es an ihrem Hochzeitstage unter mancherlei Scherzen anlegen müssen und wird es mit in die Erde nehmen. Es wird, wie bereits

an anderer Stelle bemerkt, nur abgelegt, wenn es durch ein reines Häubchen ersetzt wird, oder wenn die Frau sich kämmt, was alle Wochen einmal geschieht.

Das alte Blockhaus ist eine jener typischen Hütten, die man zum Teil heute noch in jener Gegend in tiefster Waldeinsamkeit findet. Bebautes Land ist selten dabei. Vielleicht ein Stückchen sandiger Kartoffelacker und das Recht, Gras aus dem Walde zu holen, die Ziegen darin zu weiden, dürres Holz zu sammeln. Damit sind die Grundbedingungen des Daseins gegeben. Die Fenster in diesen winzigen Häuschen, die oft nur einen Raum umfassen, waren früher ein Viertel so groß als auf dem Bilde sichtbar, oft ohne Glascheiben und nur durch einen dünnen Holzschieber verschließbar. Die helle Umrahmung des Fensters ist blau; sie soll die bösen Geister vertreiben. Die Menschen, die in diesen Häuschen wohnen, sind schlicht und fromm und gefällig und unendlich genügsam.

Ich sah die reizvolle Plesser Tracht zum letztenmal im Jahre 1913 bei einer Hochzeit in Emanuelslegen (Kr. Pleß). Die Braut hatte schon die neuzeitliche Tacke angenommen. Zum Kirchgang war sie ganz schwarz gekleidet. Über dem weiten Faltenrock trug sie die Tacke von gleichem Stoff mit schwarzen Spitzen und eine schwarze Seidenschürze. Auf die Brust herab hing ein großes goldenes Kreuz an einem feinen Goldkettchen. In dem reichen blonden Haar lag ein schmaler Myrtenkranz ohne jeden Bandschmuck. Das Gesicht war von auffällender Lieblichkeit. Still, mit gesenkten Augen ging sie neben dem stattlichen Bräutigam her, der an seinem Rock den grünen Myrtenstrauß mit langen, grünen Seidenbändern trug. Die Kränzeljungfern hatten die echte alte Tracht angelegt. Die bunten Flitterkränze mit reichem Bandschmuck standen vorzüglich zu den durchweg hübschen, frischen Gesichtern. Acht, auch zehn breite Schmuckbänder fielen vom Kranze herab über den Rücken und bedeckten ihn wie ein Mantel. Die Bänder sind Geschenke der Burschen; in den meisten Fällen „Mittebringe“ von der Wallfahrt nach dem Annaberg oder vom Jahrmart. Die Tracht der Kränzeljungfern zeigte schon eine kleine Veränderung. Die Burschen trugen am Rock Flittersträuße mit langen Bändern, in den Farben verschieden, rot, rosa, usw. je nach der Farbe des Dorfes, aus dem ihre Kränzeljungfer stammte; diese Bänder schenkt das Mädchen dem Burschen. So trug er die

„Farbe seiner Dame“ wie einst die Ritter in der Minnezeit. Die Braut kleidete sich nach der Trauung mehrmals um. Zum Hochzeitsmahl legte sie reiche Kleider und Schmuck an. Nach dem Essen ging es zum Tanz in das fürstliche Gasthaus. Der große Saal war mit Tannengrün festlich geschmückt. Auf der einen Seite saßen die verheirateten Frauen, an der gegenüberliegenden Wand die Mädchen. Die Frauen trugen über den weiten, faltenreichen Wollrocken breite, weiße, mit Spitzen besetzte Mullschürzen, die hinten mit Mullbändern geschlossen wurden und den Rock so bedeckten, daß nichts davon zu sehen war. Dazu gehörte eine weiße, spitzenbesetzte Jacke, die bis an die Hüften reichte, ferner das reichgestickte, weiße Kopftuch; um den Hals wurden eng und vielreihig die üblichen Korallen getragen. So gaben die Frauen in ihrer Gesamtheit ein hübsches Bild. Jacke und Wollrock bedeuten bereits eine Lockerung in dem Gefüge der Tracht. Wenn sie echt ist, ist der Rock immer von Tuch. Die Braut erschien zum Tanz ganz in Grün. Den grünen Rock von leichtem Stoff deckte eine grünschillernde Seidenschürze, die nicht sonderlich breit war. Auch die Jacke war grün und mit grünen Spitzen umsäumt. Im Haar lag noch der Myrtenkranz. Sie eröffnete den Tanz. Die Musik blies einen Tusch und der Staroste verkündete: „Nur die Braut und die Kränzelpaare tanzen!“ Nun wurde einer jener hübschen, deutschen Tänze aufgeführt, die heute aus dem Tanzsaal leider verdrängt sind. Danach war die Beteiligung am Tanze eine allgemeine. Gegen 9 Uhr abends zog die Braut sich zurück, um sich für die Haubung umzukleiden. Sie legte dunkle Kleider an. Die Haubung, bei der nur die Frauen und Mädchen zugegen waren, vollzog sich in der geräumigen Küche des Gasthauses. Das reiche, schöne Blondhaar der Braut wurde fest zusammengedreht und am Hinterhaupt aufgesteckt, so daß es sich möglichst dicht anschmiegte. Nach den üblichen Redereien erhielt die Braut endlich das begehrte Frauenhäubchen von weißer Leinwand mit feinem Spitzenrand, das das Gesicht vorteilhaft umrahmt. Über das Frauenhäubchen kam ein Kopftuch von schwerem weißen Seidendamast mit Fransen. Es wurde, wie die weißen Leinenkopftücher, in üblicher Weise gebunden. Nach der Haubung wurde weiter getanzt. Es ging bei dieser Hochzeit sehr gesittet zu. Die Burtschen bewirteten ihre Mädchen mit Apfelwein und Süßigkeiten und sangen deutsche Lieder, die heute im Volke jener Gegend öffentlich wohl kaum noch erklingen.



Alte oberchlesische Scheuer. Gemälde von J. Grabowski.

### Schlußbemerkung.

Hält man Rückschau über die hier gegebene Entwicklung der bäuerlichen Tracht in Oberschlesien, so drängt sich die Frage auf: Wie gingen die Bauern in Oberschlesien gekleidet, ehe die deutsche Tracht ins Land kam?

Eine bestimmte Antwort gibt es darauf nicht, auch von dem übrigen Schlesien wissen wir das nicht. Dr. E. Hellmich-Breslau schreibt dazu in einem Aufsatze, der in der Landesgeschichte von Schlesiens, Band II, erschienen ist: „Die Tracht des Volkes müssen wir als Ergebnis geschichtlicher Entwicklung ansehen, weniger als Ausdruck des Wesens ihrer Träger. Ursprünglich waren im Lande Schlesiens die Trachten bei den gleichen Stämmen ziemlich gleich. Während wir über die ritterliche Bürgertracht, bis weit zurück, aus den verschiedensten Quellen unterrichtet sind, hat die bäuerliche Tracht die darstellenden Künstler wenig beschäftigt.“

Gilt das von ganz Schlesien, so erst recht von Oberschlesien. Über das Volksleben in Oberschlesien sind aus alter Zeit wenig Nachrichten zu uns gelangt. Nach dem berühmten Codex der hl. Hedwig trugen die schlesischen Bauern nur einen sehr groben Leinenkittel als einzige Bekleidung; auch Schuhwerk fehlte. Sollten die benachbarten bäuerlichen Oberschlesier besser gekleidet gegangen sein? Im Jahre 1788 schreibt der Engländer Coxe von den benachbarten Polen: „In ein Hemd von größter Leinwand gekleidet, barfüßig, im Winter in einen Schafpelz gehüllt, froch der Bauer träge und stumpfsinnig hinter dem elenden Pfluge her . . .“ Im Jahre 1788, in einer Zeit also, da die „hohe deutsche Bauernkultur“ in Deutschland bereits entwickelt war, die Kößberger Tracht als Bürgertracht in höchster Blüte stand und Eingang auch in Bauernkreisen fand! Hemden von grober, harter Leinwand trugen arme Bauern in

Polen noch im Jahre 1903 als einzige Bekleidung zur Feldarbeit. Diese Leinwand war so dicht und fest, daß sie nur durch Klopfen mittels flacher, ruderartiger Hölzer gereinigt werden konnte, was meist im Dorfbache geschah.

Wenn wir im Auge behalten, daß schon im 13. Jahrhundert eine starke Einwanderung von Deutschen in Oberschlesien stattgefunden hat, müssen wir wohl annehmen, daß schon damals die bodenständige Bevölkerung in ihrer Kultur stark beeinflusst wurde von den deutschen Bauern. Wie stark dieser Einfluß gewesen ist, werden wir am besten beurteilen können, wenn wir hören, was Leonhard Lepszy im neunzehnten Jahrhundert in seiner Kunstgeschichte von Krakau darüber schreibt. Krakau war ja damals ein Teil von Schlesien: „... in den durch den ersten Mongoleneinfall (1242) verödeten, ausgedehnten Gauen Kleinpolens wurde die ganze Kultur des Landes zerstört, der Boden lag brach, die eingesicherten Städte waren gänzlich entvölkert. Als einziges Rettungsmittel zur ökonomischen Hebung des Landes blieb nur die Heranziehung ausländischen Kapitals und der Zuzug fremder Arbeitskräfte. Die deutsche Kolonisation im großen Stile begann; geistliche und weltliche Herren wetteiferten in der Gründung deutscher Ansiedlungen. Zufolge dieses bedeutamen Ergebnisses vollzog sich in Polen eine bahnbrechende Umgestaltung des wirtschaftlichen Laufverfahrens in Bargeldwirtschaft.“

Wir erfahren durch denselben Historiker, wie Boleslaus der Schamhafte 1275 die Gründungsurkunde für die Stadt Krakau im Beisein seiner Gemahlin Kunigunde unterzeichnet. Etwa um dieselbe Zeit erhielt die Stadt Breslau das Magdeburgische Recht. Deutsche Bögte erbauten Krakau nach deutschen Bauplänen. In Verbindung mit der deutschen Hanja blühte die Stadt und trieb lebhaften Handel nach allen Weltrichtungen. Deutsches Wesen und deutsche Kunst brachten der Stadt Krakau ein germanisch-gotisches Zeitalter. Die vornehmsten Meister aus Nürnberg haben hier geschafft; es seien nur die Namen Veit Stoß und Peter Fischer genannt.

Ich führe dies hier an, um zu zeigen wie stark das gesamte Krakauer Leben damals durch das Deutschtum beeinflusst worden ist, wie die Deutschen die Schöpfer neuer Kultur in Kleinpolen nach dem Einfall der Mongolen waren. Sollte da die Volkstracht, auch des benachbarten Oberschlesien, ausgeschlossen gewesen sein von deutschem Einfluß?

## Inhalt.

|  |     |
|--|-----|
| Vorwort. . . . .                                   | III |
| Geleitwort. . . . .                                | V   |
| 1. Von den Volkstrachten in Oberschlesien. . . . . | 1   |
| 2. Beuthen-Roßberg. . . . .                        | 10  |
| 3. Die Berg- und Hüttenmannstracht. . . . .        | 25  |
| 4. Schönwald bei Gleiwitz. . . . .                 | 32  |
| 5. Ratibor und Leobschütz. . . . .                 | 60  |
| 6. Oppeln. . . . .                                 | 76  |
| 7. Neisse. . . . .                                 | 85  |
| 8. Pleß. . . . .                                   | 96  |
| 9. Schlußbemerkung. . . . .                        | 103 |

---

---

Von der gleichen Verfasserin erschienen in unserem  
Verlage:

---

Grabowski, G.:

## Sagen und Märchen aus Oberschlesien

Mit Bildern stf. brosch. . . . . 0,90

„ . . . wertvolles altes Volksgut, das die  
feinfühligc Erzählerin Elisabeth Gr. zu Be-  
ginn ihres Werkes mit einem Blütenfeld  
vergleicht „aus dem voll Duft und Farben-  
pracht des Volkes Seele weint und lacht.“  
(Reichsfender Breslau.)

Mit einem Bild der Verfasserin.

---

Grabowski, G.:

## Kreuze am Wege

Erzählungen und Skizzen, geb. . . . . 1,08

„Ein obereschlesisches Heimatbuch im besten  
Sinne, das viele Leser finden wird.“ (Unsere  
Heimat.)

---

Grabowski, G.:

## Die Teufelsmühle

geb. . . . . 0,70

---

---

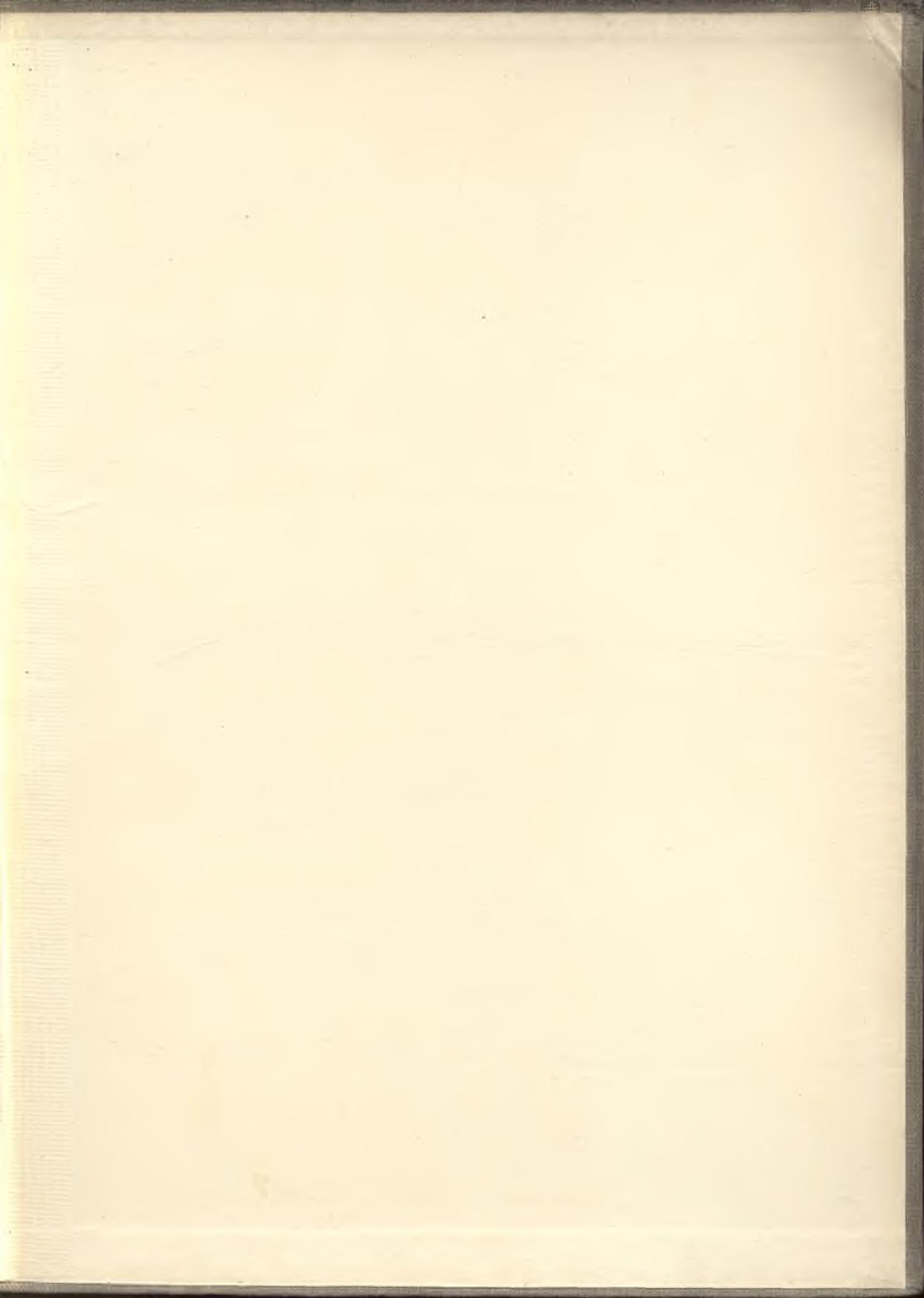
Verlag Priebatsch's Buchhandlung Breslau 1

Inhaber Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier









Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000610539



II 140603